237.

Ph. Pr.
641 b
Hirschfeld

VR

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der
Winter,

Eine
moralische Betrachtung

von

C. C. L. Hirschfeld.

Neue verbesserte Auflage.

Leipzig, 1775.
Bey Siegfried Lebrecht Crusius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Sie sind verschwunden, die reitzenden Tage, und hinterlassen uns, ausser dem süßen Andenken, sie genossen zu haben, nichts als Bilder der Vergänglichkeit. Das Land selbst hat keine Annehmlichkeiten mehr, da seine Bewohner wieder die Städte bevölkern, und ihre Sommerhäuser, vom Nebel bedeckt und von rauhen Winden bestürmt, einer öden Einsamkeit überlassen. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert, und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume mehr blühet, über Felder, wo keine Spur der Erndte mehr ist, und über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblichen ist! In der Luft ist das Concert der Vögel verstummt; und ihre Stille wird etwa nur von dem Gekrächze der Krähen, oder von dem Geschrei der Zugvögel unterbrochen, die wärmern Gegenden entgegen fliegen.

Die Wälder erheben überal ihre falben Häupter, und stürmische Nordwinde treiben die abgerissenen Blätter weit von den Aesten weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Heerden mehr besucht, und von keinem Geblöcke mehr belebt; auf ihren dunklen Abhängen trauret der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Blumenplätze der Gärten liegen zerstört; die Bäume haben ihre Früchte abgeliefert; und die Weichlinge unter den Geschlechtern der Blumen verschließen sich wieder in gewärmten Gewächshäusern, gleichwie keine Schöne es mehr wagt, sich der rauhen Luft anzuvertrauen und in den entblätterten Alleen zu wandeln. Wie melancholisch liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen, und der Hauptschmuck des Feldes, das Grüne, in ein mattes Gelb übergegangen ist, und überal die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen! Die Wolken,

ken, die sich näher zur Erde herabsenken, sind vom kalten Regen geschwängert; ein dicker Nebel ist der Gefährte des Morgens, und langsam steiget der Tag durch die Früh- stunden, wie auf Stuffen, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit ver- gönnet wird.

Dis sind freilich Auftritte der Natur, die sich uns jedesmal bei dem Anfange des Winters zeigen. Aber wie abgemessen ist nicht immer die Zeit ihrer Erscheinung! Wie genau sind nicht die Monate der Ruhe für die Erde bestimmt, worin sie sich gleich- sam von der Mühe, womit sie den Men- schen und den Thieren ihre Nahrung aus ihrem Schooß hervorarbeitete, wieder er- holet und neue Kräfte sammlet! Welcher Geist der Weisheit und der Ordnung läßt sich hier nicht in der Regierung des Welt- gebäudes sehen, worin alle Theile so genau mit einander zusammenhängen, und jede Scene zu der Zeit und auf die Art abwech- selt, wodurch die Vollkommenheit des

Ganzen erhalten wird! Da die ganze Natur lauter Uebereinstimmung ist, sol denn der Mensch, der ein Theil von ihr ist, die Harmonie des Ganzen stören? Sol er es nicht vielmehr für seine wahre Bestimmung halten, durch den rechten Gebrauch seiner Kräfte in dem Kreise, worin er steht, die Vollkommenheit des Ganzen befördern zu helfen, und das an dem Plane der ewigen Weisheit auszuführen suchen, was zu seiner Sphäre gehöret?

Wie geschäftig ist nicht die ganze Natur, die Absichten ihres Urhebers, und den Nutzen des Menschen zu befördern! Wie reich war nicht der Frühling an aufkeimenden Saamen und Blüten, und welche Menge von Früchten hat der Sommer zur Reife gebracht, und der Herbst uns einsammeln lassen! Nun hat die Erde auf dieses Jahr ihre großen Bestimmungen erfüllet; nun bereitet sie sich wieder zu einer kurzen Ruhe. So ist die Natur in allen Monaten des Jahres geschäfftig, und selbst

ihre scheinbare Ruhe ist eine verborgene Wirksamkeit, und eine Vorbereitung zur neuen Schöpfung. Aber wie mancher unthätige Mensch vernützet, unbelehrt von der weisen Natur, den größten Theil seines Lebens in einer völligen Geschäfftlosigkeit? Die Annäherung des Winters ist eine neue Epoche für die Natur und für den Menschen; und die Veränderung der Jahreszeit wird jederzeit für ihn ein wichtiger Abschnitt seiner Tage. Und solte er nicht itzt, wie der Landmann seine Garben überzählt, auch die Tugenden überdenken, die er eingesammlet hat, oder die er hätte einsammlen können?

Wir blicken in die verflossenen Tage des Frühlings und Sommers und Herbstes zurück; und unsere erste Empfindung ist Freude und Dankbarkeit gegen den Urheber unsers Lebens. Wie oft hat nicht ein begeisterndes Gefühl des Vergnügens sich in unsre Seele gegossen, wenn wir die Anmuth des Frühlings sahen, wenn Berge

und Thäler vor uns grüneten, wenn wir die Lerche in beglänzten Wolken, und die Nachtigal in dunkeln Gebüschen singen und oft ihre Töne in das sanfte Gemurmel eines nahen Baches mischen hörten, wenn die Abendwinde uns auf kühlen Flügeln aus Gärten und Wiesen süße Gerüche entgegen brachten, wenn die Morgenröthe unter dem Gesang der Vögel aus der Dämmerung hervorglühete, oder die entweichende Sonne die Wälder und Hügel mit einem hellen Purpur überstreute? So mancher Tag ist uns unter den Freuden der schönen Natur, oft in einer ländlichen Hütte, oft unter den grünen Umschattungen der Linden, oft an dem Ufer eines geschwätzigen Baches, oft unter den Düften der Orangerie, und oft auf freien Spatziergängen, in der Begleitung geselliger Freunde und munterer Schönen vorübergeflohen. So viele Güter haben uns die Gärten und Felder, außer den Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft geliefert. Können

wir uns der verfloßnen Monate erinnern, ohne uns noch von frohen Empfindungen erfüllet zu fühlen, und ohne dem Vater der Natur zu danken, der das Jahr mit seinem Gute gekrönet hat? Können wir wohl mit unsern Blicken in die Landschaft hinausirren, ohne hier in einem Thale, wo wir die Reitze des Sommerabends genossen, dort an einem Hügel, wo wir im frohen Gespräch saßen, und neben uns die muntern Heerden weiden sahen, hier an einem Walde, der uns in der Hitze des Mittags mit seinen Schatten kühlte, dort in den weiten Feldern, wo das Getraide für uns reifte, oder an jenen Bergen, wo der Weinstock gedieh, mit einem geheimen Entzücken zu verweilen?

Welche Mannichfaltigkeit ist nicht auf dem weiten Schauplatz der Natur ausgebreitet, und wie sehr ist nicht dadurch für die Erhaltung unsers Vergnügens gesorgt! Nachdem wir uns an der Menge der reitzenden Scenen in den Tagen des

Frühlings und des Sommers gesättiget haben, und ihre längere Gegenwart unsern Geschmack ermüden würde; so läßt der Winter seine Auftritte folgen, die nicht weniger mannichfaltig sind, wenn sie uns gleich oft einförmig zu seyn scheinen. Ein Geist, der weiter als sein Auge urtheilt, findet überal Abwechselung und Mannichfaltigkeit; und eine Untersuchung, die nicht bey den Oberflächen der Dinge stehen bleibt, wird durch Entdeckungeu belohnt, die ihre eigenthümlichen Reitzungen haben. Viele angenehme Betrachtungen kan uns die Jahreszeit, der wir entgegen eilen, liefern, wenn wir uns nicht mit den gewöhnlichen Einsichten, die der große Hauffe von ihr hat, begnügen, sondern mit den Blicken eines geübtern Geistes in die Gegenstände eindringen, die sie uns vorstellet. Man urtheilt zu übereilt, wenn man glaubt, daß uns der Winter nicht eben, wie die andern Jahreszeiten, anmuthige Unterhaltungen geben könne; und man kennet ihn nur

halb,

halb, wenn man ihm bloß eine rauhe Gestalt und lauter Beschwerlichkeiten zuschreibt. Und wenn er auch in Vergleichung mit den übrigen Jahreszeiten ein widriges und trauriges Ansehen hat, so wird doch dieses durch die Vorstellung des algemeinen Nutzens und der unentbehrlichen und wichtigen Vortheile, die dadurch erhalten werden, aufgeheitert werden müssen. Sollten also wir, die wir einen so nahen Antheil an der Veränderung der Jahreszeiten nehmen, sie ganz ohne alle Betrachtung der Vortheile, die uns eben dadurch der Regierer der Natur schenkt, antreten? Da solte man am wenigsten die Trägheit oder Unachtsamkeit der Menschen vermuthen, wo es darauf ankomt, die Erde, die sie bewohnen, und die Veränderungen, die sich in der Natur vor ihren Augen zutragen, kennen zu lernen.

Eben die Geschwindigkeit, womit die Jahreszeiten nach einander abwechseln, solte ein neuer Antrieb für den weisen Theil der

der Menschen sein, sie nicht ohne nützliche Betrachtungen vorüberfliehen zu lassen. Wie oft hören wir nicht bei dem Eintrit des Herbstes die Klage, daß die schönen Monate des Jahres so bald verschwunden sind? In der That eilet unser Leben, wie ein Waldstrom über abhängige Felsen, durch die Abschnitte des Jahres mit jähen Fällen hinunter, und nichts als das Andenken eines weisen Genusses kan uns bei dem schnellen Fortlauf der Zeit aufrichten. Wie viele Winter haben wir nicht schon erlebt, die uns zuweilen zu lange zu dauren schienen, und die uns doch zu keiner Untersuchung ihrer Vortheile veranlaßt haben? So verschwindet diese Jahreszeit vor uns hin, ohne daß unser Geist über sie Betrachtungen anzustellen pflegt, die uns ein Unterricht zur Weisheit und Tugend werden. Lernet, verständige Menschen, auf die täglichen Auftritte der Natur aufmerksam sein, die so nahe vor euren Augen sind, die so geschwinde vorübergehen, und

die

die ihr nicht unbetrachtet verschwinden sehen könnet, ohne die Würde der Vernunft zu beleidigen.

Die angenehmen Monate des Jahres machen in jedes empfindende Herz einen so tiefen Eindruck, daß wir sie nicht ohne eine geheime Wehmuth und ohne eine Art der Betrübniß ansehen können, wenn sie uns verlassen. Wir lernen den Sommer als einen Freund betrachten, mit dessen sanften Reitzen wir almählig so vertraut, und von dem Genuß so durchdrungen werden, daß unser Herz an seinem Abschied Antheil nimt, und wenn er von uns verschwunden ist, sich gleichsam einer stillen Trauer zu überlassen anfängt. Ich weis nicht, ob dies die Empfindung eines jeden ist; aber ich weis, daß sie zärtlichen Herzen eigen, und daß sie eine Art einer billigen Dankbarkeit gegen die wohlthätige Natur ist. Mit dieser Empfindung verbindet sich ganz gewöhnlich die Aussicht in die Rauhigkeiten und Beschwerden des nahen

Winters; und wie leicht wird nicht dadurch die Seele ihrer Heiterkeit beraubt, und von dunkeln Vorstellungen umwölkt? Aber es ist der Ruf der Weisheit, die Wolken der Seele zu zerstreuen, die sich vor ihr bei der Ankunft des Winters zusammenziehen. Und wenn uns das Oede, das Traurige, und das Beschwerliche dieser Jahreszeit mißfält, so sind wir es uns selbst schuldig, einen Versuch zu machen, wie weit wir es durch vernünftige Betrachtungen mindern können. Anstat uns über die Unbequemlichkeiten des Winters zu beschweren, lasset uns die Natur in ihrer rauhen Zeit aufmerksam betrachten, und sehen, ob nicht ihre Beschwerlichkeiten sowohl für uns, als für das Ganze nothwendig sind, und ob wir nicht dadurch weit wichtigere Vortheile erhalten. Wer die Natur als ein Weiser betrachtet, für den vermindert sich ihre rauhe Gestalt, und für den wird sie selbst in den Auftritten, worin sie andern mißfält, Anmuth. Er erblickt im Sturm

und im Regenwetter, im Frost und im Schnee lauter Ordnung, Weisheit und Wohlthätigkeit, und aus diesen Entdeckungen gießet sich Bewunderung und Fröhlichkeit in sein Herz über.

Die andern Jahreszeiten haben wegen der Milde und Wärme des Himmels, und der mannichfaltigen Annehmlichkeiten des grünenden Feldes so viele Anlockung, daß wir uns gern der freien Luft anvertrauen, und uns ganze Stunden in den Gärten und Lustplätzen des Landes aufhalten. Aber der Winter verschließt uns wieder in unsre Wohnungen, und nöthiget uns auf eine gewisse Art, uns mehr, als sonst, ruhigen Betrachtungen zu widmen. Ihm solten wir von der Muße der langen Abende, die er uns schenkt, die ersten Früchte zu einem Opfer bringen.

2.

So oft unser Blick in die Gegenden hinaus irret, die itzt das Gebiete des Winters sind; so oft entdeckt er immer neue Verwüstungen, unter welchen selbst die traurigen Ueberbleibsel des Herbstes almählig unkenntlich werden. Noch vor kurzer Zeit war das verbleichende Laub der Wälder noch hin und wieder vom dunkeln Grün durchwebt; die Gärten hatten noch einige Herbstgewächse, woran die Frucht unter verwelkenden Blättern reifte; und auf den Beeten trauerten noch einige Spätlinge der Blumen in matten Farben. Aber wie entblättert stehen iezt die Wälder, und heben ihre nackten Zweige zu den regnichten Wolken empor! Wie ausgeleert und öde liegen die Gärten, wo überal dürre Blätter den Boden decken, unter dem Fuße emporrauschen, und ein Spiel der Winde werden! Nachdem der Winter seine Regierung angetreten hat, scheint er als ein

Tyran

Tyran es sich zu einem frohen Geschäffte zu machen, alles wieder umzuwerfen, was sein Vorfahr, der wohlthätige Sommer, angebauet hatte, und nichts übrig zu lassen, was das Andenken jener angenehmen Zeit wieder erregen könte. Sein verheerender Hauch durchwühlet die stolzen Gipfel der Eichen, und entreißt dem niedrigen Weinstock das letzte zitternde Blätchen.

Wo ist itzt das Lustrevier, in welchem Flora ihre Kinder versamlete? Wo liegen jetzt die Beeten, auf welchen die zahlreichen Familien der Tulpen geboren wurden, und in tausendfarbigem Schmucke glänzten? Wo sind itzt die schönen Gebüsche, in welchen die Rosen glüheten, die den bunten Schmetterling oft liebkosend um sich her gaukeln sahen, oder in ihren Knospen die Biene beherbergten, dann gegen den Stral der Morgenröthe sich enthülten, und den kleinen Gast, vom Thau erfrischt, im Glanze des frühen Lichtes davonschwärmen ließen? Wo war es, wo die von der fein-

sten Hand der Natur gebildete Nelke und die Lilie blühten, und den Reichthum ihrer süßen Gerüche rings um sich her im ganzen Garten verbreiteten? Wo sind itzt alle diese reitzenden Geschlechter, schöne Chlorinde, die Sie an jedem Morgen besuchten, die Sie oft so geschäfftig mit Wasser erquickten, und die oft Ihrem Busen einen duftenden Straus gaben? Alle diese Ihre Lieblinge sind vor Ihren Augen verblühet, und kaum bezeichnet noch ein welkes Blat den Ort, den sie zierten; nichts ist mehr von allen Schönheiten Ihres Gartens übrig, als Sie selbst. Warum hebt sich Ihre Brust in wehmüthigen Seufzern, da Sie ihre Blumenbeete öde vor sich liegen sehen? Lernen Sie das entbehren, was Ihnen die Natur nicht länger vergönt; und sich mit dem begnügen, was Sie haben genießen können. Wie manchen Monat haben Sie nicht die Annehmlichkeiten der Blumenflur genossen; wie oft hat nicht Ihr Auge sich an den Reitzen ihrer Farben ergötzt, und

mit welchen Wohlgerüchen sind Sie nicht erquickt worden? Dies war der Genuß, den Sie aus der Hand der Natur empfingen, und dessen Andenken noch eine geheime Wollust ist. Könten Sie wohl mehr begehren, ohne gegen die Güte des Sommers undankbar zu scheinen? Glücklicher als viele Ihrer Gespielinnen, die so oft vor dem Spiegel vergessen, daß sie mehr als Blumen sein solten, haben Sie selbst viel höhere Reitze, als diejenigen sind, deren Verlust Sie im Garten bedauren; nicht sowohl, weil sie längere Reitze ganzer Jahre der Jugend sind, sondern weil sich in ihnen die Güte Ihres Herzens und jede feine Empfindung der Seele bildet, die einst noch ihren Rest verschönern wird. Indem Sie an den zerstörten Blumenbeeten traurig auf und nieder gehen, und nach Schönheiten suchen, die nicht mehr sind, indem alsdann die Phantasie Ihnen dunkle Bilder vormalet und das Herz stille Wehmuth wird; so dürfen Sie nur an die Reitze Ih-

rer Seele denken, um sich bei den Auftritten der Vergänglichkeit, womit Sie umgeben sind, wieder aufzuheitern. Ja, Chlorinde, der Gedanke an Ihre innern Schönheiten hält Sie für alles schadlos, was Sie von außen verlieren können; und Sie sind zu weise, als daß Sie in Dingen, die so leicht als eine Blume vergehen, Ihre ganze Zufriedenheit setzen solten. Was sind die Scenen der Welt anders, als Blumen, die nach einander hervorkommen, und wieder verschwinden? Giebt ihnen die schimmernde Farbe, womit sie uns in die Augen fallen, einen dauernden Werth? Nichts, was nur von außen glänzt, und flüchtig verschwindet, ist des Wunsches des Weisen werth; es ist ein Vorrecht der Thoren, ihre Glückseligkeit in Gegenständen zu setzen, die ausser ihnen sind, und die oft noch eher als sie selbst vergehen. Wenn die Ergötzungen, die wir aus dem Anschauen und aus dem Besitze der angenehmen Güter der Welt

schöpfen, auch eine Aufheiterung unsrer Tage sind; so sind sie doch nicht die wahre Glückseligkeit selbst, die unser Geist begehrt.

Indem wir in diesen Betrachtungen umher irren, wird der weite Himmel mit Wolken umzogen, und gießet ganze Fluthen auf die Erde herab. Sehr sind die kalten Regen, die sich bey dem Anfange des Winters oft ganze Wochen hinter einander ergießen, von den sanften Sommerregen, die dem Menschen Erfrischung und Munterkeit und der ganzen Natur Anmuth gaben, unterschieden; aber noch immer sind sie Werkzeuge der Fruchtbarkeit. Sie erweichen die von der Hitze ausgedörrte Erde wieder, damit die Wurzeln der mannichfaltigen Pflanzen mit neuen Säften erfüllet werden, um nicht im strengen Froste völlig zu vergehen, und damit die Wintersaaten gedeihen können. Die Einrichtungen der Natur, auch wenn sie uns unangenehm und beschwerlich vorkommen, haben ihre weisen und wohlthätigen Absichten;

und kein Vorfal des Lebens kan so widrig scheinen, der nicht eine gewisse Beziehung auf unsern wahren Nutzen hätte. — In welcher melancholischen Gestalt erblicken wir nicht die Natur bei den Winterregen! Die Sonne ist verhüllet, und der Himmel scheint nur eine einzige große Wolke zu sein; von allen Seiten her ist die Aussicht eingeschränkt; alles lieget in einer traurigen Finsterniß, und in banger Erwartung. Die Heiterkeit der Seele verschwindet, und jeder Blick, der durch das Fenster dringt, umhüllet sie mit dunkeln Vorstellungen und Bildern der Melancholie. Nun fangen die Stürme an zu heulen, und der Vorläufer des Regens, der steinigte Hagel, rasselt auf den Dächern und auf den Gassen, und lagert sich in fürchterlichen Haufen vor der Hütte des Landmans, und vor den Pallästen der Großen. Endlich ergießen die Wolken ihre nasse Last; das herabströmende Wasser verzehret bald den Hagel, der als ein erlegter Tyran ohnmächtig

tig auf dem Boden liegt und aufgehört hat zu schrecken; es rauscht durch die Canäle der Stadt und erfüllet die Gassen mit wilden Bächen. Die Luft scheint ein unerschöpfliches Behältniß von Wasser zu sein; ganze Tage hinter einander ergießt sich der Regen mit brausenden Güssen, und noch immer ziehen schwangere Wolken am düstern Himmel herum. An den kahlen Bergen und Felsen plätschert das Wasser zu den nahen Flüssen herunter, schwellet sie an, und treibt sie aus ihren Ufern, die sie mit einem wilden Geräusche verlassen, indem sie zu Verwüstungen ausbrechen und die aufgelaufene Saat mit Kies und Schlam überdecken. Jeder kleiner Bach scheint ein Strom zu werden; die niedrigen Wiesen und die Wege schwimmen unter einander, daß das Auge nicht mehr unterscheiden kan, wo der Landman mähete, und wo der Reisende ging. Vergebens sucht die Heerde, die noch den Rest des Grases samlete, den Schatten der Eiche zu einer Decke; ganz

triefend von den Fluten der Wolken eilt sie im lärmenden Gedränge und mit einem klagenden Geblöke den sichern Ställen zu, wo sie Kopf an Kopf steht, und über das unfreundliche Wetter, das sie von der magern Weide trieb, still zu trauren scheint, indessen daß noch ein einsam verirrtes Schaf ächtzend umherläuft und allen dürren Gesträuchen entgegen jammert. Das Federvieh flattert den Scheunen und Dächern zu, und faltet seine nassen Flügel zusammen. Die Waldvögel trauren in den Höhlen der Bäume; kein Gesang, keine fröhliche Stimme läßt sich hören; und wenn noch ein Ton erschalt, so ist es ein trauriges Geschwirre, das die Rauhigkeit der Natur anzuklagen scheint. Der Landman, der vom Felde in seine Hütte zurückeilte, sitzt gebückt am wärmenden Feuer, und trocknet, halb vom dicken Rauch eingehüllt, seine durchgenetzten Kleider; oft kommen seine Nachbarn zu ihm, um an der geringen Wärme Theil zu nehmen, und frohe

Ge-

Gespräche unterhalten sie; oft bringen sie ihm Nachrichten von dem Schaden, den seine Heerde oder sein Feld erlitten, und versprechen ihm, edler als ein Fürst, Mitleiden und Beistand. Geselligkeit und wahre Freundschaft mindern jede Widerwärtigkeit, und machen die niedrigsten Hütten zu ehrwürdigen Tempeln. Wenn der Sturm seine kümmerliche Wohnung entdachet, und der arme Landman nun der ganzen Wuth der Luft ausgestellet wird; wie geschäfftig wird alsdann nicht das Dorf zur Wohlthätigkeit, und welches rührende Schauspiel der helfenden Sorgfalt, die einer für den andern hat! Stolz und Neid und Weichlichkeit benehmen die Lust, andern zu helfen; je mehr Aufrichtigkeit und Einfalt bey den Menschen wohnet, desto mehr ist er auch zu Dienstleistungen aufgelegt.

Wie heftig tobt nicht in den Wäldern der Sturmwind, beuget die schlanken Aeste der Buchen, oder stürzt die hohe Eiche nieder, die ihr Haupt in die Wolken hob,

und

und der weder Zeit noch Gewitter geschadet hatten! Da liegt sie nun, noch niedriger, als die Gebüsche, über welche sie so sehr erhaben war, mit ihren ausgebreiteten Armen auf die Erde hingestreckt; aber wer bewundert nicht noch ihre Größe, die bei ihrem Fall nichts verlohr, wie der Mann von Verdiensten, aus seiner äußern Würde herabgestürzt, in den Augen der Vernunft nicht kleiner wird? Nicht nur auf dem Lande, auch auf dem Meere übt der Sturm seine tyrannische Wuth aus. Das Meer brauset in fürchterlichen Bewegungen, die Wellen stoßen und jagen sich mit einem wilden Ungestüm, thürmen sich bald den Wolken entgegen, und sinken bald zu einer ungeheuren Tiefe nieder. Wie manche Seele empfindet vielleicht itzt die ganze Angst des Todes, indem das schwache Schiff, in der Hand des Sturms, bald durch die Wolken fährt, bald wieder in schwarze Abgründe hinunterschwebt! Und doch sind die Stürme bei allen Verwüstungen, die sie oft aus-

breiten,

breiten, wichtige Wohlthaten der Natur. Sie zertheilen die schädlichen Dünste, die sich bei langen Regenwettern über die Erde zusammenziehen, nehmen der Luft den giftigen Saamen ansteckender Krankheiten, und erfrischen den menschlichen Körper. Und wenn sie auch Verheerungen anrichten, wie klein sind denn nicht diese in Betrachtung der algemeinen Vortheile, die das Ganze empfängt? Wenn auch oft einige Theile leiden, weil die Volkommenheit des Ganzen nicht anders erhalten werden kan, so ist es doch nicht weniger Weisheit und Güte, die unsre Welt regiert. Sol der Urheber der Natur die Gesetze ändern, die er ihr einmal vorgeschrieben hat, weil sie seinem großen Plane angemessen waren? Sol er dem Sturm gebieten, nicht zu toben, damit nicht eine schwache Hütte umgeworfen werde, und indeß die Luft von ihren Dünsten ungereinigt lassen, die in einem ganzen Erdstrich tödtliche Krankheiten ausbreiten? Was würdet ihr von einer

solchen

solchen Regierung denken, ihr, die ihr so gern die Natur tadelt, weil ihr zu blödsichtig seid, das Ganze zu übersehn, und nur bei einem kleinen Theile, bei euch selbst, stehen bleibt? Wenn ich auch leide, so denkt der Weise, wenn ich auch aus der Unfreundlichkeit der Witterung einige unangenehme Empfindungen ziehe, wenn ein Gewitter, oder ein Sturm meiner Wohnung, meinem Felde oder meiner Heerde schadet; solte ich denn wider den Regierer der Natur mich empören? Was bin ich doch gegen das Ganze? Was ist mein Verlust gegen die großen Vortheile der Begebenheiten in der Natur, woran so viele tausend Menschen Antheil nehmen, und woran ich selbst bei meinem Schaden zugleich Antheil nehme? Bin ich nicht der Weisheit des Vaters der Natur Bewunderung, und seiner Güte Dankbarkeit schuldig, daß alle seine Einrichtungen das abgemessene Wohl der Welt befördern? Und wenn mir aus den Auftritten der Natur

ein

ein Uebel widerfährt, es sei auch noch so klein, geschieht denn das ohne seine Mitwirkung, und ohne seine Absicht? Und kan diese eine andre sein, als mir ein kleines Uebel zur Quelle eines Glücks zu machen? —

Endlich zertheilen sich die Wolken wieder, nachdem sie ihren reichen Wasservorrath ausgeschüttet haben, und Heiterkeit breitet sich wieder am Himmel aus. Erfreuend ist der Anblick der Sonne, wenn sie einige Tage hinter finstern Wolken verborgen gewesen. In den Tagen des Sommers werden wir ihrer freundlichen Gegenwart gewohnt; aber im Winter gönt sie uns seltner ihren Besuch, und wir lernen ihn schätzen, wenn wir ihn haben entbehren müssen. So gefallen uns oft erst manche Güter des Lebens, nicht, wenn wir sie besitzen, sondern wenn wir sie verlieren. Wir schlummern, wenn wir sie vor uns haben, und erwachen, wenn sie verschwinden. Wir werden erst durch den Verlust auf das

auf-

aufmerksam, was wir besessen haben, und die Empfindung, die wir über die Entfernung eines ungenutzten Gutes verspüren, wird uns ein heimlicher Vorwurf unsrer Unachtsamkeit. Glücklich, wenn uns die Abwesenheit eines Gutes eine Lehrerin zur weisen Anwendung wird, sobald wir es wieder erlangen.

Wenn sich auch der Himmel nach langen Umwölkungen wieder aufheitert; so bleibt doch die Erde in ihrer traurigen Gestalt. Mat senket die Sonne ihre Stralen herab, und leer von Reitz und Leben bleibt alles unter ihrer Beleuchtung. Sie scheint keinen Gefallen mehr an der verblüheten Erde zu finden, und sie nur mit einer Art von Gleichgültigkeit zu erhellen. Dunkel ist ihr Aufgang im Nebel, den sie immer erst bekämpfen muß, und kurz ihre Gegenwart. Auf eine ähnliche Art, um die Scenen der Natur als Lehrerinnen der Weisheit anzusehen, leuchten oft die Stralen des Geistes, ohne das Herz zu erwärmen;

men; und so sieht der Mensch oft die Freude gleichsam nur in der Ferne, wenn der Winter des Lebens und Unfälle ihn hindern, sie zu empfinden, und wenn auch ihr Schimmer ihm gefällt, so ist er doch unfähig, sie zu schmecken.

Unbeständig ist die Heiterkeit des Himmels in diesen Tagen, und wenig kan man sich auf seine heuchlerische Freundlichkeit verlassen. Wenn er auch gleich einige lächelnde Blicke umherstreuet; so ist er doch bald wieder von Wolken überdeckt, die drohend umherziehen, oder sich mit ungestümen Geplätscher ergießen. Wie oft vernichtet nicht der Mittag die Hoffnung eines schönen Tages, den uns der Morgen ankündigte? Und doch trauen wir immer seinem freundlichen Versprechen wieder, und glauben bei jeder kleinen Erhellung, daß die feuchte Finsterniß, die sich über uns ausgebreitet hat, wieder verschwinden werde. So ist der Mensch in ähnlichen Auftritten. Er wird über jede ihn anlächelnde Heiterkeit des

Glücks entzückt, und er vergißt, daß sein Vergnügen von klugem Mistrauen begleitet sein müsse. Er wird getäuscht, und hofft doch immer wieder. Das Glück mag ihm auch noch so oft empfindliche Beweise der Untreue geben, so ist er doch bei jeder neuen Aussicht wieder lauter Freude und Zuversicht. So blendet das Glück den Jüngling und den Mann von einer Hoffnung zur andern, geht oft ihren Wünschen in vollem Glanze auf, und verschwindet mitten in seiner Heiterkeit; sie stehen mit starren Blicken, sehen da die dunkle Wolke, wo lauter Licht war, und ihr schmachtendes Auge wartet auf neue Erhellungen, die entweder nicht erscheinen, oder doch eben so flüchtig wieder vergehen.

Nachdem die Sonne den Tag über mat durch Nebel und Wolken geschimmert, bald ihr Angesicht verhüllet, und bald wieder der Erde einige heitere Blicke gegeben; so geht sie mit einer stillen Eilfertigkeit nieder. Oft schleicht sie unter der Bedeckung grauer

Wolken

Wolken am Horizonte hinunter, daß kein Auge sie bemerkt; oft bezeichnet eine geringe Röthe den Weg, auf welchem sie hinabgezogen ist. Kein frohlockender Gesang der Vögel begleitet ihren Abschied, und keine Flöte schallet von den Hügeln, auf welche sie ihre letzten Strahlen wirft. Ihr Abzug ist ohne alle Feier; Stille und Trauer herrscht durch die weite Natur. Kaum ist sie entwichen, so geht die feuchte Dämmerung in eine kalte Finsterniß über, und bald sind Himmel und Erde lauter Nacht. Alles ist in eine undurchdringliche Dunkelheit eingewickelt; kein Gestirn glimt am umwölkten Himmel hervor; selbst das blasse Horn des Mondes ist versteckt. Nur der Schein der Lampen flimmert die langen Gassen der Stadt, als eine gestirnte Aussicht, hinauf; ihr mattes Licht durchirret die Finsterniß, und erleuchtet sie halb zur Dämmerung. Langsam rücken die unerhelten Stunden zur Mitternacht hinauf, die hin und wieder manchen schwärmenden Schmaus, aber weit seltener den stillen Fleiß eines Weisen endigt.

3.

Die mannichfaltigen Luftbegebenheiten, die sich während des Winters in der Atmosphäre vor unsern Augen zutragen, müssen eben sowohl unsern Verstand zum Nachdenken auffodern, als sie die Einbildungskraft des Dichters und des Künstlers beschäfftigen. Wird es wohl für ein vernünftig denkendes Wesen genug sein, sie blos zu empfinden, blos ihre nützlichen Wirkungen zu genießen, blos sich bei ihrem Anblick in der Natur, und in den glücklichen Nachahmungen der Kunst zu freuen? Fordern sie ihm nicht durch die Empfindung ihrer Schönheit, oder doch durch den Genuß ihres Nutzens auch eine Untersuchung ihrer Natur ab? Und muß diese ihm nicht Vergnügen für ihm selbst und Bewunderung für den unendlichen Regierer der Natur einflößen? Sind die Lufterscheinungen etwa unsrer Betrachtungen unwürdig, weil sie gewöhnlich sind? Der Naturforscher breitet

breitet gleichsam, als ein Herold der Religion, die Volkommenheit des erhabensten Wesens aus; und die Ordnung und Weisheit und Wohlthätigkeit in den Werken der Natur bewundern, ist Gottesdienst, oder wem dies Wort nicht gefält, Erfüllung der Absichten ihres Urhebers, die er hatte, als er sie und den Geist des Menschen hervorrief. Sehr eingeschränkt aber ist die Zahl derer, die eine richtige Einsicht in die Natur haben, weil die Menschen entweder zu träge, oder durch die Geschäffte des Lebens zu zerstreuet sind, sie sich zu erwerben, oder weil man die Naturlehre zu sehr in die Dunkelheit der Schulsprache hült, als daß sie allen verständlich sein könte. Welches Verdienst würde nicht der Mann haben, der uns ein kurzes Handbuch von den vornehmsten Gegenständen der Natur, in deutlichen und lehrreichen Erklärungen, mit einer socratischen Leichtigkeit und in einer verständlichen und einnehmenden Sprache lieferte, und der die Austheilung eines

solchen Buches unter den Landgemeinden besorgte, wo es gleich nach den Schriften der Offenbarung den ersten Rang haben, und von den Geistlichen oft empfohlen werden müßte.

Unsre Erde ist die Wohnung vernünftiger Wesen, die, in der Hülle eines Körpers gekleidet, hier einige Jahre der Vorbereitung zu höhern Bestimmungen leben, und die indessen der Mittel ihrer Erhaltung bedürftig sind. Die Erde, auf der sie wohnen, ist auch zu ihrer mütterlichen Nährerin verordnet, und deswegen mit mannichfaltigen Früchten, die sie aus ihrem Schooß erzeuget, von der Hand des Schöpfers besäet worden. Würde sie aber die Früchte, die nothwendigen Nahrungsmittel der Menschen, hervorbringen können, ohne durch Thau und Regen befeuchtet zu werden? Jederman kent den Einfluß der Dürre auf den Erdboden. Ist nicht unsre Erhaltung der vornehmste Zweck der Befruchtung der Erde durch den Regen? Aber

die Weisheit des Regierers der Welt verbindet mehrere Zwecke, die er einander unterordnet, und ihre glückliche Erreichung wird die Ordnung und das Wohl des Ganzen. Müssen nicht auch die Thiere, die nicht nur des Menschen, sondern auch ihrer selbst wegen da sind, auf dem Boden der Erde ihre Nahrung suchen? Auch für sie ergießen sich die Wolken, und beleben die Erde zur Fruchtbarkeit. Allein worin besteht nun die weise Haushaltung der Natur, die den Menschen und die Thiere durch die Hervorbringung der Erdgewächse ernähret? Und wie bildet sie zu ihren wohlthätigen Absichten den Regen?

Um unsre Erde ist von allen Seiten bis auf eine gewisse Höhe ein dünnes durchsichtiges Wesen ausgebreitet, welches die Atmosphäre oder das allgemeine Behältniß der Ausdünstungen ist, die von der Erde aufsteigen. Diese Dünste sammeln sich bald in dicke, bald in dünne Wolken, die den Himmel mit ihren Gestalten und Farben

schmücken, und in Thau, in Nebel, in Regen und in Schnee und Hagel aufgelöset, der Erde das wiedergeben, was von ihr aufgestiegen ist, und sie dadurch befruchten. Was würden nicht die häufigen Ausdünstungen und Dämpfe, die täglich aus den Körpern emporsteigen, endlich in der Atmosphäre bereiten, wenn sie nicht davon durch die wässerichten und feurigen Lufterscheinungen gereiniget würde? Welche sorgfältige Oeconomie finden wir nicht in den Werkstätten der Natur! Eben die wässerichten Theilchen, die sich durch die Ausdünstung zu verlieren scheinen, verwahret und samlet sie wieder in der Luft, und giebt sie bald in kleinen Tropfen, bald in vollen Güssen, bald in leichten Flocken dem Erdboden wieder, nachdem es seine Bedürfnisse erfordern. Alles ist mit weiser Sparsamkeit angeordnet; in ihrem Ueberfluß herscht keine Verschwendung. Selbst die Ausflüsse, die uns unmerklich sind, verwandelt sie in neue Quellen der Fruchtbar-

keit.

keit. Vergebens aber würden die Dünste aufziehen, und Wolken am Himmel erscheinen, wenn nicht die Natur zugleich die Winde verordnet hätte, die Wolken nach geheimen Gesetzen der Weisheit umher zu führen, und die Gegenden zu wässern, die der Befeuchtung bedürftig sind. Hier würde ein Land mit ewigen Regen überschwemmet werden, und dort ein anders in einer traurigen Dürre liegen bleiben, seine Bäume, sein Gras und sein Getraide sterben sehen, wenn die Winde nicht die Wolken herumtrieben, und ihnen gleichsam die Reviere anwiesen, die sie begießen sollen. Er, der weise Regierer der Natur, läßt die Wolken nicht immer fest stehen, wie ein gegossener Spiegel; er kehret sie, wohin er wil, daß sie schaffen alles, was er ihnen gebeut, auf dem Erdboden. Er spricht zum Schnee, so ist er bald auf Erden, und zum Platzregen, so ist der Platzregen da mit Macht. Die Winde rauben den Seen und Flüssen eine Menge wässerichter Theile, jagen sie

vor sich her, und theilen sie im Regen in verschiedenen Gegenden aus.

Nicht nur durch Ruhe, auch durch viele Feuchtigkeit muß die Erde, die von ihrer Fruchtbarkeit erschöpft ist, wieder erquickt werden. Die Wolken gießen durch wiederholte Regen Leben und Kraft wieder in die matte und dürre Erde, und dadurch verbreitet sich die befruchtende Feuchtigkeit in die tiefen Höhlen bis zu den verborgensten Wurzeln der Pflanzen. Daneben breitet die Nässe unter dem abgestreiften Laub und Blättern, die überal den Boden überdecken, Fäulniß aus, und dünget mit dem, was der Schmuck des Sommers war, wieder die Erde. Die häufigen Winterregen füllen wieder die Urnen der Flüsse, und ersetzen den Abfluß der Quellen auf den Bergen. Niemals ist die Natur müßig; ihre Wirksamkeit ist oft zwar verborgen, aber sie geht unaufhörlich fort. Indem sie aus den Wolken beständig Regen ausschüttet, so sorgt sie für die Fruchtbarkeit des Jahres,

und bereitet die Schätze des künftigen Sommers. Wenn dann die Hitze der Sonne mit Dürre droht, so ergießen sich die reichen Quellen wieder, die sich von den Winterregen gesamlet haben, tränken die Wiesen und Thäler, und verschönern sie zu einem frischen Grün. So klug sorgt der Vater der Natur für das Künftige, und was uns nur Unbequemlichkeit und Verwüstung zu sein scheint, das ist der Same der Schönheiten und Güter, womit der kommende Frühling und Sommer prangen. So zahllos die Tropfen sind, die sich aus den Wolken ergießen, so zahllos sind auch die Wohlthaten, die er dadurch allen Geschöpfen erweiset.

Die Dünste, die sich oft in Regen auflösen, breiten sich nicht weniger in dunkeln Nebeln über die Erde aus, und geben uns, außer der gelinden Feuchtigkeit, womit sie die Felder benetzen, auch ein belustigendes Schauspiel für das Gesicht. Wenn das Auge am Morgen die Landschaft zu überschauen

durch

durch die Fenster dringt; in welcher grauen Verwirrung hat alsdann der Nebel alles eingehült, und wie sind Himmel und Erde mit einer einförmigen Decke überzogen! Die Sonne ist schon aufgegangen; aber kein Stral dringet durch die falbe Dunkelheit, ihre Gegenwart anzukündigen. Lange arbeitet sie, den Nebel zu zerstreuen, der vor ihr nicht weichen will, und nach dem Streite vieler Stunden bringt sie ihn erst zur Flucht. Luft und Erde liegen unkenntlich in einer Hülle gewickelt, und das Auge irret mühsam von einer Seite zur andern, ohne die Gegenstände unterscheiden zu können. Es suchet nach den Dörfern und Thürmen umher, und wird unwillig, daß es sie selbst am Tage nicht sehen sol. Wo sind izt die Flüsse, die Hügel, die Wälder? Die ganze weite Landschaft scheinet ein leeres Behältniß zu sein; alle ihre Gemälde sind ausgestrichen. Die Einbildungskraft dringt in den dicken Nebel ein, und schafft sich bald romanhafte Gestalten, bald lehr-

reiche Bilder. Sie macht sich die Zeit gegenwärtig, wo die Sonne der Wissenschaften unter dem undurchdringlichen Nebel der Unwissenheit und des Aberglaubens noch verhüllet war. Sie sieht die ganze öde Dunkelheit, womit der Verstand der Menschen umgeben war, die traurige Verwirrung, worin Wahrheit und Irthümer unter einander lagen, und die eingeschränkte Aussicht des Geistes, der kaum die Dinge erkante, die ihm am nächsten waren. Sie bildet sich den Nebel nicht so dichte ab, als er in der Ferne zu sein scheint, und geht zu den Auftritten des menschlichen Lebens über, die nicht mehr dunkel und traurig sind, wenn wir sie in der Nähe sehen. Wir erblicken aus der Ferne oft das Uebel, das andern begegnet; und es scheint uns eine Wolke zu sein, die jedem Muthe und jeder Standhaftigkeit undurchdringlich ist. Allein, indem wir selbst zu ihr hinangetrieben werden, so finden wir, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung schien; es geht

ein Weg hindurch, und das Auge entdeckt einen Durchgang, den es vorher nicht vermuthete. Indem die Einbildungskraft aus den Scenen der Natur in solche Vorstellungen hinüberirret, so fangen die Stralen der Sonne an, mächtiger zu wirken, und den Nebel von der Erde zu verjagen, die er unter seine Herrschaft gezwungen hatte. Nun schweifen sie auf und niederwallend umher, von einem Gipfel des Berges zu dem andern; und senken sich bald in die Thäler, und erheben sich bald wieder in die Höhe, gleich den Wogen eines aufrühriſchen Volkes, das bei der majestätischen Ankunft seines Herrn unschlüßig, wohin es sich wenden sol, hin und her fliegt. Indem sie in dampfendem Gedränge umherziehen, hier die Stirne eines Waldes, und dort das Haupt eines Thurmes verlassen, so steigen die Gegenstände der Schöpfung wieder aus der einförmigen Verdüsterung hervor, und die Landschaft eröffnet dem Auge almählig ein Schauspiel

nach

nach dem andern. Welche Gestalten begegnen dem Blicke bei jedem Umherzug der Nebel, und in welchem abändernden Gemische ragen die mannichfaltigen Vorwürfe der entweichenden Dunkelheit hervor! Ein blitzender Stral bricht nach dem andern durch die feuchte Dämmerung. Bald erblicken wir eine lichte Erhellung, bald wird das Dunkel nur in einen durchsichtigen Schleier verwandelt. Nun erscheinen die Dörfer und die umliegenden Hügel und Wälder wieder; nun heitert sich die Ferne dem Auge auf; und kenbar wälzet der Fluß seine Wellen, von welchen eine rauchende Wolke nach der andern emporwallet. Das Antlitz der Sonne wird immer heiterer; das Gewölbe des Himmels kleidet sich wieder in eine bläulichte Klarheit; und ein kleiner Nachzug der Nebel schwebt in zerstreuten Haufen umher, und samlet sich in der Ferne am niedrigen Horizont in graue Gewölke.

4.

4.

Wenn auch die Regen und Nebel die Befruchtung des ganzen Pflanzenreichs sind, so scheinen sie doch, indem sie einigen Thieren einen völligen Untergang drohen, einen nicht geringen Theil ihrer Wohlthätigkeit zu verlieren. Wenn Stürme und Ungewitter über die weiten Felder dahin toben, und den entblätterten Wald durchstreichen, wenn die Nässe überal unter dem welkenden Grase Fäulniß ausbreitet, und die Luft vol feuchter Finsterniß ist; wo sollen alsdenn so viele Heere von Insekten, Gewürmen, Vögeln und andern Thieren ihre Nahrung und ihre Wohnung finden? Wie viele kleine Bewohner der Blätter lebten nicht von den Pflanzen, die itzt verdorret sind, und von dem Laube, das itzt abgefallen ist! Wie viele Geschlechter der Vögel fanden nicht unter den dunkeln Schatten der Wälder ihren Schutz und ihre Nahrung! Wo ist aber itzt, da der Wald entlaubt und öde

steht,

steht, da die Verwesung auf allen Fluren und Hügeln herscht, da die Luft lauter Sturm und Regen ist, wo ist itzt der Aufenthalt so vieler befiederten Sänger, von deren Melodien kein Ton mehr gehöret wird? Sind sie nicht vielleicht von dem verwüstenden Sturm und Regen niedergeschlagen, oder vielleicht von Kälte und Mangel der Nahrung getödtet? Und scheint nicht die Natur, indem sie das Leben einiger ihrer Geschöpfe nur durch den Untergang der andern erhält, Unordnung und Widerspruch zu sein?

So würde ein Mensch denken, der, mit den gewöhnlichen Schranken der Einsicht zufrieden, sein Urtheil von dem ersten Anschein bestimmen läßt, der nicht die Geduld hat, der Natur auf ihren geheimen Wegen zu folgen, und die weise Haushaltung zu bemerken, womit sie nicht nur das Ganze in seiner Harmonie, sondern auch alle Theile erhält. Nur einige Betrachtungen sind nöthig, um die Vorsorge der

Natur zu erkennen; und wer kan sie erkennen, ohne sie zu bewundern?

Nachdem die Schwalben noch den letzten Tag ihres Aufenthalts bei uns in labyrinthischen Umherwälzungen die Luft durchschwärmet, und versamlet zu sein schienen, um von der verblüheten Erde Abschied zu nehmen; so waren sie bald darauf entwichen, daß das Auge sie auf allen Seiten vermißte. Welcher Instinkt lehret sie so genau den Tag ihrer Entfernung, und führet sie in die Klüfte und Höhlen, wo sie in eine matte Fühllosigkeit, und in einen langen Schlummer versinken? Hier liegt das fromme Geschlecht gleichsam, wie im Grabe, aus welchem es einst der wärmende Frühling wieder weckt; Fuß an Fuß, und Kopf an Kopf ruhen sie neben einander, hören nicht die heulenden Stürme, empfinden nicht Kälte, nicht Mangel, und haben keine Bedürfnisse; verborgen den menschlichen Blicken schlummern sie, und indessen schlägt in den kleinen Herzen der

Puls

Puls des Lebens unbemerkt fort. Was für eine besondre Art der Erhaltung! Da die Natur so erfindsam ist, tausend andern Geschöpfen im Winter ihre nöthige Nahrung zu verschaffen, so scheint sie uns, indem sie die Schwalben in einen Schlummer fallen läßt, unterrichten zu wollen, daß ihre Vorsorge nicht an einerlei Mittel und an eine einförmige Art der Haushaltung gebunden sei. Wie wird indessen das Leben der Schwalben während ihres Winterschlafes unterhalten? Wird es vielleicht aus einer innern Quelle genähret, oder erhält es sich durch einen unvermerkten Zufluß der Nahrung von aussen her?

Aber wenn auch Thiere auf die Verordnung der Natur in einen Schlummer versinken; so sol doch nicht der Mensch sich während dieser Zeit einer völligen Unempfindlichkeit überlassen. Für ihn behält die Welt unter allen Jahreszeiten, selbst wenn die einfarbige Decke des Schnees alles umhüllt, selbst wenn Stürme und Regen

alles umwühlt haben, noch eine unendliche Menge von Gegenständen, die seine Betrachtung auffordern; für ihn ist niemals eine Zeit, die ihm erlaubte, sich der Fühllosigkeit des Herzens und dem Schlummer des Geistes zu übergeben. Verfließt denn wohl für einen Timon der Winter nützlicher, als für eine schlafende Schwalbe? Vom Morgen bis an den Abend sizt er traurig in dem Kerker seines Zimmers eingeschlossen, gibt zwar, indem er ißt, trinkt und raucht, Merkmale des thierischen Lebens von sich, aber indem er nie denkt, kein Zeichen eines vernünftigen Geistes. Seine Tage sind so dunkel, wie der Morgennebel, der noch den Mittag zu verhüllen droht, und kein vom Sturm verwüstetes Feld kan so öde, als seine Seele, sein. Der Nebel verschwindet wieder, und das Feld heitert sich wieder bei einem freundlichen Sonnenblick auf; aber sein Geist bleibt immer von Dumheit umwölkt, und unerhelt von dem Stral eines edlen Vergnügens. Fragt nicht

nach

nach seinen Beschäftigungen; diese sind Verpflegungen des Leibes, die er mit den Thieren gemein hat. Fragt nicht nach seiner Bibliothek; diese ist der Calender, oder ein schmutziger Roman, den er, von den Wolken der Tabackspfeife eingehült, zu lesen anfängt, und aus Trägheit eben so geschwind wieder weglegt. So sitzt er ausgestreckt in seinem weichen Lehnstuhl, ein Mensch blos nach der Gestalt, eine Seele, die für einen Körper mit vier Beinen gemacht zu sein scheint. Indem der Sturm seine Fenster erschüttert und der Regen an den Scheiben herabplätschert, indem ihn alles erinnert, daß die ganze Natur für den Nutzen der Menschen in Bewegung sei, und daß vielleicht keiner auf dem Erdboden so wenig, als er, ihre Vorsorge verdiene; so schlummert seine Seele in ihrer Gedankenlosigkeit fort, keiner unterrichtenden Vorstellung sich bewußt, und zu niedrig für jede vernünftige Betrachtung. O Timon! du bist unempfindlicher, als die

schlummernde Schwalbe. Ihr Schlaf ist ein gütiges Geschenke der Natur, und der deinige ein Raub, den du an ihr begehst.

Eben diesen Winterschlummer, den die Natur den Schwalben schenkt, gibt sie auch den Fliegen, Raupen und Ameisen, und einigen andern Thieren. Die Ameisen, von denen man so lange geglaubt, daß sie auf den Winter Vorrath einsamleten, werden durch die geringste Kälte in eine Erstarrung gelegt, worin sie bis zum Frühling bleiben. Wozu solten ihnen also ihre von den Fabeldichtern gepriesene Vorrathskammern helfen, da die Natur dafür gesorgt hat, daß sie keiner Nahrung bedürfen? Die Körner, die sie im Sommer mit so vieler Emsigkeit einsamlen und die sie als keinen Mundvorrath gebrauchen, verwenden sie als Materialien bei dem Bau ihrer Wohnungen. Nicht weniger genießen die Schildkröte und das Murmelthier den Winterschlaf. Dieses, das in den Alpen seine eigentliche Heimath hat, begiebt sich schon

um die Zeit des Octobers in sein Winter-quartier, und verschließt es in der Absicht, darin die rauhe Jahreszeit über zu bleiben. Diese Winterwohnung ist mit so vieler Kunst und Vorsicht angelegt, daß man sie nicht genug bewundern kan. Sie ist unten am Berge gebauet, und einem großen Gange ähnlich, wovon das eine Ende zwei unterschiedene Arme macht. Diese haben ihre eigene Oeffnung, und laufen in eine Höhle aus, die das eigentliche Wohnzimmer des Murmelthiers ist. Einer dieser Arme geht unter dem Wohnzimmer längst der Abschüßigkeit des Berges weg, und ist eine Art von Schleuse, wodurch die Unreinigkeit abgeleitet wird; die andere geht über dem Wohnzimmer weg und dienet zum Eingang. Das Zimmer selbst ist an dem Boden mit Moos und Heu dick ausgelegt; und auf diesen Betten finden die Einwohner der Alpen sie oft neben einander schlafen. Sie sehen gleichsam ihren tiefen Winterschlaf, worin sie nichts nöthig haben, vor-

her, indem sie auf keinen Mundvorrath denken, sondern nur für die Auskleidung ihrer Höhle sorgen.

Auf diese Art erhält die Natur im Winter einige Geschöpfe, ohne daß sie ihnen eigentlich eine Nahrung geben darf. Und da wir wissen, daß die Schwalben meist von den Fliegen und Mücken im Sommer leben und sie diese Art der Nahrung nicht im Winter bei uns finden würden, so sehen wir auch die Weisheit der Natur in dieser Einrichtung. Andern Thieren weiset sie in den Klippen, Bergen, Höhlen der Erde und Rinden der Bäume ihre Winterwohnungen an, und läßt sie entweder vorher ihre Nahrung einsamlen, oder hat dafür gesorgt, daß sie sie gleich in der Nähe finden können. Indem der Biber sich in seiner kunstreichen Wohnung verbirgt, so schläft der Schmetterling in seiner Schale, mit warmen Faden umwebet.

Vornehmlich aber äußert sich in den Wanderungen der Vögel eine ganz besondere

Sorg=

Sorgfalt der Natur für die Erhaltung ihrer Geschöpfe. Einige ziehen nur aus einem Lande in das andre; andre unternehmen eine weite Reise über das Meer. Ist der Tag gekommen, an welchem sie ihren Aufenthalt zu ändern pflegen, so versamlen sie sich in Schaaren, und scheinen erst Berathschlagungen über ihre weite und beschwerliche Reise anzustellen, die Straße zu verabreden, die Anführer zu erwählen, oder ihren Zug in gewisse Schwadronen abzutheilen. Wenn alles zum Abzug vorbereitet ist, so wird das Zeichen zur Aufflucht gegeben, und in dem Augenblick erhebt sich die ganze Völkerschaft mit einem frohlockenden Getöse zu den Wolken hinauf, und fängt an, seinen rauschenden Flug durch die Luft fortzusetzen. Wer kan alle Wanderungen zählen, die bei dem Eintrit des Winters in den verschiedenen Erdstrichen geschehen? Wie groß ist überdies nicht oft die Entlegenheit der Oerter, wohin die Zugvögel ihren Weg nehmen! Die Wachteln z. B.

ziehen im Frühling aus Afrika nach Europa, weil alsdann der Sommer bei uns mäßiger ist; beim Ausgange des Herbstes kehren sie wieder über das mittelländische Meer dahin zurück, um in Egypten und der Barbarey eine eben so mäßige Luft zu genießen. Indem sie in ganzen Schaaren fortziehen, so sind sie auch mehr für den Wind gesichert, der sie sonst, wenn sie einzeln flögen, leicht zerstreuen könte. Weder die Dunkelheit der Nächte, noch Stürme und Regen führen sie von der richtigen Straße. Sie entdecken, indem sie hoch in der feuchten und unruhigen Luft schweben und unter sich das wallende Meer nicht fürchten, von Ferne die Inseln, wo sie ausruhen können; und ein frohlockendes Geschrei schallet von Wolke zu Wolke unter dem forteilenden Heere. Nun gelangen sie zu den erwünschten Ruheplätzen, und wie ein Wolkengebirge, dunkel gleich der Nacht, fallen sie nieder, und suchen und finden die Speise, womit sie sich zur Fortsetzung der Reise erfrischen;

ge-

gestärkt fliegen sie wieder auf, und verfolgen in gleicher Ordnung ihre Straße. So versamlen sich die Kraniche in langen Reihen hinter ihrem Wegweiser, und ziehen nach den Ufern des rothen Meeres. Da leben sie nun unter einem bessern Himmel und genießen eine erquickende Wärme, die sie hier nicht fanden. Die Nachtigal, deren süße Melodien hier schon lange nicht mehr gehöret werden, singt sie izt in südlichen Gegenden, und entzückt vielleicht izt ein zärtliches Paar auf seinem Spatziergange.

Diese Wanderschaft der Vögel verdienet gewiß unsre ganze Bewunderung. Welcher Trieb bringt sie zusammen, und lehret sie allemal die gesetzte Zeit, daß sie ihren Aufenthalt ändern müssen? Wer zeiget ihnen die Straße und welcher Kompaß dient ihnen zur Richtung, daß sie ihre Bahn nicht verlieren? Zwar kan die Aenderung der Witterung und der Mangel der Nahrungsmittel für sie eine Erinnerung sein, einen andern Aufenthalt zu

suchen.

suchen. Allein, wer sagt es ihnen, daß sie in andern Gegenden bessere Witterung und Nahrung finden können, und wer weiset ihnen diese Gegenden? Durch welche Sprache erklären sie sich die Absicht, ihren Aufenthalt mit einem bessern zu verwechseln? Und vermindert allein ihre gesellige Versamlung die Furcht, die sie vielleicht bei der Unternehmung ihrer Reise verspüren? Hat nicht vielleicht der Grad der Wärme oder der Kälte auf den Abzug der Vögel einen Einfluß? Sagt ihnen vielleicht die Witterung, daß in andern Gegenden die Nahrungsmittel auf sie warten, die ihnen zuträglich sind? Oder führet sie vielleicht ein günstiger Wind auf die neue Straße, schwelt gleichsam ihre Flügel als Segel, und bringt sie über die Wellen der Luft zu den Gestaden, wo die Natur gütiger für sie gesorgt hat? Und hilft nicht vielleicht ein forttreibender Wind ihrem ermüdenden Fluge, besonders wenn ihr Weg über das Meer geht?

Wir mögen diese Fragen häuffen, worauf die Naturforscher nicht allemal zu antworten wissen; so müssen wir doch in den Wanderungen der Vögel eine Vorsehung bewundern, deren Anschauen das menschliche Herz mit Vertrauen und heiterer Zuversicht erfüllet. Welche Wege gehet sie nicht, um einigen Geschlechtern der Vögel Erquickung und Unterhalt zu geben! Solte also der Mensch, ihr Liebling, sich nicht als einen vorzüglichen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und Güte ansehen? Die Erde ist überal des Herrn, und wenn er seine wohlthätigen Absichten, die er über uns hegt, vermöge der Gesetze der Natur, und des bestimten Laufes der Begebenheiten an diesem Orte nicht erreichen kan, so führet uns seine Hand in andre Gegenden, wo er uns seine Güter ertheilt. Die Wege, auf welchen er die Menschen zu ihrem Glücke in andre Gegenden versetzt, sind oft wunderbarer, als die, auf welchen er die Zugvögel führet.

Erfindsam ist die weise Natur in der Anordnung der Mittel zu ihren wohlthätigen Absichten, und was sie hier durch Vernunft und Ueberlegung erreicht, das führt sie dort durch Instinkt und dunkle Gefühle aus. Und mit wie vieler Weisheit hat sie nicht in dem Thierreiche die verschiedenen Triebe ausgebreitet, wodurch jedes zu seiner Erhaltung aufmerksam und zu seiner Volkommenheit geschickt gemacht wird? Diese Triebe sind gleichsam die Ausleger der Gesetze der Natur, die sie von ihren Geschöpfen beobachtet wissen wil; und der Gehorsam, der ihnen in dem ausgebreiteten Reiche der Thiere geleistet wird, wird die Harmonie in einem Theile der Schöpfung.

5.

Nachdem die Wolken mit langen Regen die Erde durchgewässert und stürmende Winde die feuchten Decken vom Himmel wieder abgewälzet haben; so fängt die Kälte an, die klare Luft einzunehmen, und der Frost die Nächte mit einem durchdringenden Schauder zu begleiten. Die dicken Dünste, die oft einen so nachtheiligen Einfluß in die Gesundheit haben, zerstreuen sich wieder, und Leben und Munterkeit kehret in alle Glieder zurück. Wie verändert liegt die Landschaft am Morgen hin und wieder in dem weißen Schmuck des Reifes eingekleidet, und wie schimmert sie in dieser Pracht unter dem frühen Lichte des Tages! Die weite Fläche des Landes ist mit einer blitzenden Weiße überzogen; die Bäume scheinen die Blüthe des Frühlings nachzuahmen, und die Gebüsche zitternde Federn zu tragen; die Hügel erscheinen unter verschiedenen Gestalten und Farben; und die Scheiben unse-

rer Fenster malen uns Blumen und Landschaften vor, oder romanhafte Bilder, die die Einbildung belebt, und die der heitere Morgenstral mit Röthe und Feuer durchgießt. Allein flüchtig sind die Schönheiten, die der Reif über das Feld verbreitet und bald zerschmelzt er von der Wärme der Sonne, und wird Nutzen, nachdem er Anmuth gewesen ist.

Aber welches Schauspiel hat nicht noch die Nacht hier gebildet! Wie ist die Fläche des Wassers mit einer blauen Rinde überzogen, und der Boden, der noch am Abend vom Regen durchweicht und schlüpfrig war gehärtet! Der feierliche Eintrit des Winters, der, indem er sich uns in Regen und Stürmen näherte, sich noch eine Weile hinter der Gestalt des Herbstes verbarg, um uns nicht auf einmal mit seiner wilden Rauhigkeit zu erschrecken. Wenn er uns vorläufig einige Spuren des nächtlichen Frostes gezeigt und zarte Gewebe von Eis über dem stillen Teiche ausgebreitet hat, das gleich

der

der Mittag wieder zerstörte; so fängt er an seine Macht, die Erde zu versteinern und die Ströme zu fesseln, ganz zu gebrauchen, und das Auge erstaunt am Morgen über die Veränderung, die das Werk einer einzigen Nacht ist. Ein heftiges Blasen der Nordwinde tobt über den Erdboden hin; ihre Kälte, die sie aus ihrer Heimat bringen, oder aus den Gegenden, die sie durchstreifen, mit sich fortnehmen, wird durch die Abwesenheit der Sonne verstärket; die Feuertheilchen, die die Wärme und Flüßigkeit des Wassers ausmachen, verlieren sich, oder werden dichter in einander gezogen; die Bestandtheile des Wassers berühren sich, schliessen an einander, und werden hart. Dies ist die Schöpfung des Eises. Es ist allerdings eins der wunderbarsten Schauspiele, daß über das Wasser, auf welchem heute der Kahn ruderte, in wenigen Tagen belastete Wagen fahren, oder die frohe Jugend da, wo die Wellen schlugen, spielt. Die jährlichen Auftritte der Natur machen

zuletzt sehr geringe Eindrücke auf uns; wir achten nicht mehr auf sie, je länger wir ihrer gewohnt werden, und wir fangen an uns zu überreden, daß das, welches wir oft sehen, auch unsrer Aufmerksamkeit weniger würdig sei. Allein, wenn ein Mensch, unter dem heißen Erdgürtel erzogen, auf einmal in dieser Jahreszeit in unsre Gegenden versetzt würde; mit welcher Neugierde und mit welchem Erstaunen würde er nicht die Veränderung betrachten, die der Hauch des Winters mit dem Wasser vornimt? Verliehrt etwa das Schöne und Wunderbare dieses Schauspiels dadurch in der That etwas, daß wir es jeden Winter sehen?

Vergebens ist das rauschende Getöße der Flüße. Almählich beeisen sich die Ufer; jede Nacht vermehrt die Verhärtung und erweitert das Gebiete des Frostes; der Strom wird langsamer, und das Rauschen dumpfer; die schwimmenden Eisklumpen stoßen an einander, verbinden sich, und überdecken das Wasser von einem Strande

zu dem andern, wie mit einem kristallenen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht, oder unwillig in leisern Klagen murmelt. Und was für schöne Schauspiele giebt nicht der Frost dem Auge! Der See gleichet einem glatten bläulichten Spiegel, auf welchen das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen; eine sanfte Brechung der Stralen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche, indessen daß die Ufer von den Schatten der danebenstehenden Bäume geschwärzt werden. Bald malt die Sonne auf dem Eise ihr Bild als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie den ganzen kristallenen See in einem rothen Feuer brennen, daß das Auge kaum die Blendung ertragen kan. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufe schwebt auf tönenden Schleifschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell, wie der Flug eines Pfeils, umher, macht hier eine hurtige Biegung, und fliegt dort wieder in

einer langen Strecke fort, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; ein andrer jagt in rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit und Scherz und Gelächter herschen unter den kleinen zerstreuten Schaaren. Auf dieser Seite lenkt der Landman, der die Schätze des Feldes und der Wälder der Stadt bringet, seinen Wagen über die gefrorne See, um, gutthätig gegen seine Rosse gesint, ihnen den Weg zu verkürzen; da zieht der schwere Wagen knarrend über die neue eisigte Straße, und die Pferde schlagen mit ihrem Huf auf das feste Wasser.

Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannichfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen; der Wasserfall scheint nur zu rauschen, und Tropfen starren an Tropfen, indem sie fortfließen wollen; die vom Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen und bilden an den

Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dann tönet die Erde unter dem Schritte des Reisenden, und jeder Schal bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Stralen des Mittags auf die versteinerte Erde herab; kaum fühlet sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen, und bezwingt das, was die milde Sonne aufgelöset hatte, wieder unter seine rauhe Herschaft.

Allein der Südwind erhebt sich und alle Werke des Frostes sind zerstöret: die festen Eisklumpen zerschmelzen wieder in flüßiges Wasser. Diese Verwandlungen nimt der Winter oft und schnel vor, um durch die Abwechselung sowohl für unser Vergnügen, als für den Unterhalt der Thiere und den Wachsthum der Saaten zu sorgen. Einfallende Regen lösen den Schoos der Erde

wieder, und die Bewohner des Feldes freuen sich, daß Quellen sich für ihren Durst wieder eröffnen, und das Gras nicht mehr vom Reif bedeckt, noch vom Frost eingewurzelt ist. Alsdan vernichtet oft die Nässe eines Tages, was die Kälte ganzer Wochen gebauet hatte; bis der Frost plötzlich wieder zu herschen anfängt, oder von Nacht zu Nacht Schauder ausbreitet, und almählich seine Herschaft befestiget. Hat er sich ihrer wieder bemächtiget, so verdoppelt er seinen Grim, legt Erde und Wasser in härtere Fesseln, und scheint nichts zu vergessen, was ihn in dem ewigen Besitze seiner Gewalt erhalten könne. Dann wird der Erdboden ein Fels, der unerweichlich ist; die Flüsse werden bis an den Grund eine eiserne Masse; und alle Pflanzen scheinen einem Tode übergeben zu seyn, von dem sie nichts wieder befreien kan.

Alsdann macht die Begierde nach dem Unterhalt die Thiere so gesellig, daß sie zu uns in unsre Scheuren und Häuser unter

einem gewissen Gastrechte kommen, und ihre Furchtsamkeit verlernen. Selbst der Hase, uneingedenk der Stricke, der Hunde und der Feuerröhre, die auf ihn lauren, schleicht sich in unsre Gärten ein, und sättigt sich sorglos von den Kohlblättern, die für unsre Tische gepflanzt wurden. Zu theuer muß er oft diesen kleinen Raub mit seinem Leben bezahlen. Wie zappelt er nicht in seinem Blute unter kläglichem Seufzen über den unbarmherzigen Menschen, der ihm das Leben nimt, das ihm schon der Hunger halb geraubt hatte, für dessen Erhaltung er die öde Wüste verlassen und oft lange gesucht hatte, ehe er ein bewohntes Revier fand? Oft aber komt ein verirter Haufe von Vögeln zu den Hütten des Landmannes, flattert an die Fenster und scheint um eine gütige Verherbergung zu bitten, oder schwärmt zu dem wärmenden Heerd näher hin, oder pickt und sucht auf der Diele umher, und wundert sich über die unbekante Wohnung. Der menschliche Wirth sieht

die kleinen unschuldigen Gäste freundlich an, wirft ihnen Brosamchen hin, die sie umherhüpfend auffaralen, und gönt ihnen gern ihre Freiheit, wofür sie ihn bald wieder mit ihrem Besuch vergnügen.

Indeß daß der Frost seine mächtigen Einflüsse ausbreitet, so steht der Himmel, so weit er sich wölbt, von der Klarheit des Tages übergossen und tief mit seinem eignen Blau gefärbt. Wie erfreuend ist es nicht, den Himmel in dieser reinen Helle zu erblicken, frei von den falben Wolken, die ihn verdunkeln, und seine Farbe auswischen! Und welche geheime Wirkung hat nicht seine Klarheit auf die Seele, jeden melancholischen Gedanken zu zerstreuen, und zum Gefühl der Freude zu beleben! Wie Nebel und Dünste die Lebensgeister mat und schlaf machen, der Gesundheit nachtheilig sind und die Seele verfinstern; so erfrischt die Heiterkeit und Reinigkeit der Luft unsern Körper, und begeistert das

Herz

Herz zu frohen Empfindungen. Die ganze Seele fühlt die belebende Stärkung der Kälte, die die Nerven anspannet; geht schneller von Gedanken zu Gedanken, und wirkt in sich mit höherm Feuer, und mit schärfern Kräften. Erzittert nicht aus Weichlichkeit und Verzärtelung vor einer mäßigen Kälte, die ein Balsam für den Körper und eine Erfrischung der Seele ist. Verlaßt oft den dumpfigen Kerker des Zimmers, und wenn auch die Natur keine Reizungen für euch haben solte, so wandelt doch aus Sorge für die Gesundheit bey heitern Tagen unter der frischen Luft empor. Eine beständige Eingezogenheit macht das Geblüte stocken; da hingegen Bewegung in der Kälte die Lebensgeister erfrischt und den Wangen die Farbe der Jugend gibt.

Eben der Winter ist es, der den Erdstrich, den wir bewohnen, zu einem der gesundesten macht. Die heißen Länder sind weit mehr ansteckenden Krankheiten aus-

gesetzt, als diejenigen, die eine mäßige Sommerhitze haben und durch den Frost des Winters abgekühlt werden. In jenen bringt der Mensch selten sein Leben so hoch, hat nicht die Stärke, nicht die zahlreichen Fortpflanzungen. Erfrischte nicht der Winter unsre Gegenden wieder, wie vieler Vortheile würden wir nicht beraubt sein.

6.

Jetzt fangen die Wolken, nachdem sie einige Tage hinter einander dunkel am Himmel aufgethürmt gestanden, unter der Ruhe der Winde an, das schönste Schauspiel des Winters zu bilden, und der Erde eine andre Gestalt zu geben. Wie stil ist die Luft! Wie tief das umher verbreitete Schweigen, womit alles auf das Wunder zu warten scheint, das die Natur zu bilden begint! Indem die in der Höhe versamleten runden Dunsttheilchen nach den bekanten Gesetzen frieren, so schießt der verdünte Salpeter an, der in der Luft, vermischt mit den Feuchtigkeiten, umherschwimt, und empfängt die Gestalt eines kleinen Spießes, der sechseckigt gebildet ist; während daß sich viele solche kleine Spießchen an einander setzen, werden die Wassertheilchen, die sich zwischen ihnen befinden, hart und nehmen die Bildung des Salpeters an; daher die sechseckigten Flocken, oder die klei-

kleinen gefrornen Reise, die aus geraden Spitzen bestehen, an welchen sich auf beiden Seiten herunter kürzere Spießchen anschiessen, deren Gestalt aber oft von hinzustossenden Winden verändert wird; folgsam jedem Hauch der Luft flattern sie mit einem sanften Spiel herunter. Wie wunderbar würde uns nicht ihre Schöpfung aus einem Dunsttheilchen vorkommen, wenn wir sie nicht jährlich sähen! Und wie schnel und unbemerkt geschieht sie nicht! Einige voraneilende Flocken irren zerstreut vom trüben Himmel herab, und verkündigen den weissen Regen, der dem Erdboden eine neue Decke geben wil, zwar nicht so mannichfaltig anmuthig, als das Kleid des Frühlings, aber wohlthätig und schützend wider die Kälte. Nun fallen sie häufig und in einem beständigen Ausfluß herab, flattern, gleich abgewehten Blüten der Fruchtbäume, unter einander durchkreuzend umher, und nähern sich nach manchem umherwirbelnden Spiel der Erde. Nun kleiden sich die Hügel

gel und Wälder und Gefilde in eine schimmernde Weisse, und die dunkeln Flecken in der Landschaft fangen an einen blendenden Schmuck anzunehmen. Alles geht in Licht und Heiterkeit über; und das Auge wird bei den durchbrechenden Stralen der Sonne von der algemeinen Klarheit der Natur geblendet. Noch immer sinken die wallenden Flocken, drücken das stroherne Dach der Landhütten, beugen die schlanken Aeste der Bäume, ebnen das niedrige Thal, und häufen hin und wieder manchen weissen Hügel auf, bis alle Farben und Gestalten in der Landschaft verschwinden, und die weite Erde einer gleichförmigen Wildniß gleicht. Wie angenehm ist nicht die heitere Verwirrung, worin alles unter einander liegt! Und welch unerwartetes Schauspiel am Morgen, wenn das Auge die Sonne gleichsam über eine andere Erde aufgehen und ein blitzendes Licht über die weissen unermeßlichen Decken von Schnee werfen sieht! Wie unkentlich sind Wald und Berg und Dörfer

in der gestaltlosen Verhüllung geworden! Wie sind alle vorige Scenen verschlungen! Die Heerden, die der sanfte Flockenregen auf dem Felde übereilte, kehren Blicke vol stummer Betrübniß gen Himmel, suchen noch eine Weile halb vom Schnee bedeckte dürre Kräuter, und irren, wenn sich die Weide völlig verschließt, in einer traurigen Zerstreuung dem Dorfe zu; der Hirt schleicht langsam hinter ihr her, Flocken versilbern seine Haare, das noch kein Alter gefärbt; indessen daß der geduldige Ochse, ganz mit der weissen Last bedeckt, aus dem Walde den schwer beladenen Wagen zurückführt, und Holz zur Erwärmung der Hütte bringt. Dann erhebt er kläglich ein dumpfes Gebrül, und erinnert seinen unachtsamen Herrn, ihn nicht länger der kalten Luft auszusetzen.

Mannichfaltig und ergötzend sind die Veränderungen, welche der Winter allein mit dem Wasser vornimt. Bald formet er es in einen steinigten Hagel, der auf den

Dächern

Dächern schmettert und auf der Gassen rasselt; bald verhärtet er es in starres Eis, und pflastert die wildesten Ströme; bald verwandelt er es in einen leichten Reif, der die Landschaft überschleiert; bald in unzählige Flocken, die alle Fluren mit einer einfarbigen Gestalt überziehen.

Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Beblümt die Felder mit Reif, belaubt die Wälder mit Flocken,
Und füllt mit Silber das offene Thal.

Ramler.

Zwar scheint die Erde noch oft unwillig zu sein, die weissen Hüllen des Winters zu tragen, und feuchte Westwinde und Regen zerschmelzen bald wieder die ersten Lagen von Schnee. Dann verschwindet die blendende Gestalt des Feldes; die Landschaft wird mit schwarzen Flecken gezeichnet; die Bäume triefen; die Flüsse trüben sich und schwellen über ihre Ufer hinaus; die Hügel

geben

geben den Thälern Bäche, und die Tiefen schlagen Wellen. Bald aber vereinigen sich Frost und Schnee wieder, die Erde zu härten, und sie mit einem neuen Gewande zu belegen; die Flocken fallen wieder unzählbar, und häufen sich in dicken Lagen, die jede kalte Nacht befestiget, daß der Schlitten leicht über sie dahinfliegt und sie laut unter dem Fuße des Gehenden knirschen. Die Wälder seufzen unter der kalten Last des Schnees, oder schütteln ihn als einen weissen Staub mit einem hohlen Rauschen dem Nordwinde hin; braun erheben sich dann ihre kahlen Aeste, die bald wieder vom Reif versilbert, oder mit Flocken beladen werden. Wenn die Mittagssonne ihre heitern Stralen ausbreitet, wie blitzet dann nicht die weite Gegend, die mit Edelsteinen überstreut zu sein scheint! Muntrer verfolgt der Fußgänger die weiche Straße, und beflügelt, von der Kälte erfrischt, seine Schritte, indeß daß er mit beiden Händen den rauchenden Athem auffängt, oder die

Lippen

Lippen bedeckt, oder pochend sich um die Brust schlägt.

Der Schnee ist die beste Decke, die die Natur dem Korn, den Pflanzen und Bäumen wider die schädliche Schärfe des Frostes geben konte. Wenn er gleich dem Ansehen nach kalt ist, so beschützt er doch die Erde vor der Kälte der Winde, erhält in ihr die nöthige Wärme zum Trieb des Samens, und schließt ihn durch seine salpetrische Feuchtigkeit auf. Noch immer würksam ist die Natur, indem sie zu ruhen scheint, und bedächtig auf die Bedürfnisse der Zukunft. Wenn sie in den Tagen, wo die Erde eine ungestalte Wüste scheint, mitten unter den tiefen Schneehügeln unsre Nahrung für die kommenden Monate bereitet, wenn sie in so vielen verborgenen Winkeln, unsern Blicken und unsrer Aufmerksamkeit unbekannt, für uns fortarbeitet, und unsre Mitwirkung, unsre Erfindsamkeit, und unsre Arbeiten nicht verlangt; solten wir uns alsdenn noch bedenken, eine weise und wohl-

thätige Vorsehung zu erkennen? Nicht blos zur Erwärmung, auch zur Befruchtung bedeckt der Winter den Erdboden mit Schnee, der, wenn er aufgelöset wird, weit vortheilhafter, als Regen und alle übrige Düngung ist. Erwartet nur die Wiederkunft des Frühlings, so wird das Thal, das itzt in einer einförmigen Weisse hoch mit Schnee angefült liegt, in einem fetten Ueberfluß von Gras und bunten Blumen grünen, und oft unter der Sichel des Landmans tönen, indeß daß sein benachbarter Hügel den Schaafen nur eine dürftige Weide gibt.

Wie heiter und wie erfreuend geht nicht die Morgensonne über die beschneite Landschaft auf, und scheint nicht ihr hellerer Purpur die Tage des Sommers zu übertreffen! Wie spielet nicht ihr Glanz über die weissen Flächen, indeß hin und wieder ein feuchtes Gewebe der Nebel sich trent, oder ein dunkler Dampf aus den Landhütten emporwallend verfliegt! Allein, welches

ches Schauspiel kan schöner sein, als wenn die Sonne von der weißgekleideten Erde Abschied nimt? Indem sie in Westen unter dem Gefolge brennender Wolken hinabzieht, so fangen die mit Flocken bestreuten Hügel an zu errötheu; die helle Uebergoldung lauft von Berg zu Berg, und von Wald zu Wald, bis die weite Landschaft ihren Schnee mit einem heitern Purpur färbt, und die weisse Welt sich endlich zu einem stralenden Feuer zu entzünden scheint. Almählich verlischt die blendende Klarheit wieder; die leuchtende Röthe des Schnees geht in eine matte Dämmerung über, und das Schauspiel, das unsre Augen entzückte, ist eben so flüchtig, als es prächtig war. Wenn bald darauf der Mond aus der stillen Höhe sein silbernes Licht auf die mit Schnee überdeckte Erde wirft; welcher Anblick, welche sanfte Erleuchtung, und welche angenehme Vertheilung der Schatten! Schwarz fallen sie von Bäumen, von Häusern und Hügeln auf die weisse Fläche, und

indem sie einige Gegenden verfinstern, so erheben sich andere in einer silberfarbenen Erheiterung, und ein beständiges Licht scheint von den Höhen Besitz genommen zu haben. Stil verbreitet indessen der Frost seine mächtigen Einflüsse; kein Hauch der Winde läßt sich hören; die weite Schöpfung ruhet; aus den Landhütten schimmern einige blinkende Kerzen mat dem Auge entgegen, indem an dem hellen Gewölbe des Himmels ein Stern nach dem andern hervorblitzt; und wo die Stürme den Schnee von der gefrornen See verjaget haben, da spiegelt der Mond sein blasses Antlitz. Welche sanfte Belustigungen für das Auge!

Indem der Schnee dem Landman seine Fuhren erleichtert, so ladet er die Jugend der Städte zu frohen Schlittenfahrten ein. Wenn der verabredete Tag anbricht, wie eilt alsdenn nicht der erste Blick der Schönen, für welche er ein Fest ist, dem Stral der Morgensonne entgegen, und forscht nach der gewünschten Witterung? Der Himmel begün-

begünstiget ihre Erwartungen, heitert sich mit ungewohnter Klarheit, und die rauhen Winde verschließen sich in ihren Höhlen, um der zarten Haut der Schönen zu schonen. Die frohe Geselschaft versamlet sich; und ein lautes Gepränge belebt schon die Gassen; Paar auf Paar, so wie es Bekantschaft und Liebe verbindet, besetzet die wartenden Schlitten; der Jüngling schwingt hinter seiner Dame muthig die Peitsche; der Zug geht fort; die Musik ertönt; die Rosse, mit stolzen Federbüschen geschmückt, wiehern in das Geklingel ihrer Schellen, und scheinen an der Freude Theil zu nehmen; ein rauschender Schlitten verfolgt den andern, und so fliegt die Jugend aus den Thoren der Stadt, indeß daß uneingeladene Matronen mit mürrischer Stirne aus dem Fenster nachgucken und neidisch auf die Wollust und Eitelkeit ihrer Zeit schmählen, oder klügere Mütter den Geschmack und den Anstand bei der Lustbarkeit billigen. Die fröhliche Fahrt schwärmt in einer langen Reihe über

die geebneten Straßen, und erreicht bald ein entferntes Dorf; der Bauer, vom Lärm aus seiner Hütte hervorgelockt, wundert sich über die unerwartete Erscheinung, lächelt ein wenig, und macht die schimmernden Pelze zum Gespräche des Tages; den Schönen wallet das Herz, und eine frischere Anmuth der Röthe ergießt sich über ihre Wangen, die sie oft den hinter ihnen sitzenden Geliebten zu kehren, mit Blicken, die für das Vergnügen danken, indem sie Vergnügen mittheilen.

7.

Wie viel Angenehmes hat nicht für manchen der Winter, weil er ihm das Vergnügen der Jagd anbietet, ein Vergnügen, das dem männlichen Geschlecht eigenthümlich gehört! Gerne nimt er die Einladung zu dieser Ergötzung an.

Kom mit mir in der öden Fluren
Bereiftes Gras,
Verfolg mit mir des Wildes Spuren
Im Wald von Glas.
Und hör des Hains Gewölbe schallen,
Wenns Horn erwacht,
Und sieh von hohen Bergen fallen
Die schnelle Jagd.

v. Kleist.

Nichts schützt die wilden Geschlechter der Thiere gegen die Gewalt der Menschen; selbst die Rauhigkeit der Luft hält ihre Feinde nicht zurück, und der Schnee, der ihre Nahrung verschließt, wird auch ein Ver-

räther ihrer Spuren. Da die Natur sich wider sie erklärt zu haben scheint; so ist auch der Mensch auf ihren Tod erfindsam, und für sie fürchterlicher, als die Jahreszeit, daß weder ihre List, noch die Schnelligkeit ihres Laufes, noch die Höhe ihres Fluges, sie vor seine Nachstellungen in Sicherheit setzen kan. Indem ein zerstreuter Haufe von Vögeln auf den nackten Aesten in einsamer Betrübniß sitzt, bald in matten Wirbelungen Klagen über die Unfreundlichkeit des Jahres ausschüttet, und den erstorbenen Bäumen seinen Kummer vorseufzet, bald wieder zu einem tiefen Schweigen verstummet; so blitzt das Feuerrohr aus verborgenem Hinterhalt auf die kleine blöde Schaar, und getroffen sinkt sie unter davon stäubenden Federn todt zur Erde herab, vielleicht eine flüchtige Familie, die schon anderswo vom tödlichen Knalle weggeschreckt ward, und hier eine Freistadt zu finden glaubte. Da liegt nun das Mänchen bei seinem Weibchen, durch einen gleich bluti-

 gen

gen Tod vereint; sie, die wenn sie einander von belaubten Zweigen ihre Liebe entgegen sangen, oft den Dichter zu frohem Gefühle reitzten, oder dem stilhorchenden Mädchen einen zärtlichen Seufzer entlockten; da liegen sie nun, ein Opfer des menschlichen Zeitvertreibs oder der Habsucht, und kein Frühling wird ihre verliebten Melodien wieder hören. Oft, wenn das Paar getrent wird, und indem eins todt auf den Boden fält, das andere dem Schusse entfliegt; in welcher ängstlichen Verwirrung flattert es dann nicht von Baum zu Baum, sinlos und betäubt vom überraschenden Knal, suchet vergebens den geraubten Gatten, und zwitschert den ganzen Winter hindurch in lauter Trauertönen. Warum verfolgen wir oft mit so vielem Bemühen und mit so vieler Wuth diese Völkerchen, die uns niemals geschadet, und die ein so unerheblicher Gewin für uns sind? Ist der Tod ein Lohn für ihre holden Lieder und für die angenehmen Empfindungen, die sie uns dadurch erweckten?

weckten? Wie wenig befürchteten sie von uns, da sie sich oft über die Nähe des Menschen zu freuen schienen, und desto fröhlicher sangen? Und wie wenig solten sie auch den scheuen, dem sie einen Theil des Jahres verschönern? Bringen wir uns nicht selbst um unser Vergnügen, wenn wir dem Walde seine Sänger rauben? Wenn wir da, wo sie uns oft in Menge entzückten, bei der Zurückkunft des Frühlings nur wenig Stimmen hören, müssen wir uns alsdann nicht selbst unsre Raubsucht vorwerfen und den Geist der Verwüstung, mit dem wir in den Wäldern umherstrichen?

Mit mehrem Rechte scheint sich die Jagd auf andre Thiere zu erstrecken. Aber noch immer ist das Eigenthumsrecht, das der Mensch über das Wild hat, und das Vergnügen in der Bestrebung, es in seine Gewalt zu bekommen, mit einer gewissen Grausamkeit vermischt. Die Nützlichkeit der Thiere und die Nothwendigkeit ihres Todes, wenn sie uns in dem Grade brauch-

bar

bar werden sollen, als es ihrer Natur nach möglich ist, vermehrt die Rechtmäßigkeit der Jagd; vornehmlich aber wird sie eine Pflicht, wenn uns die Menge der Thiere schädlich werden würde und ihre Verringerung für uns vortheilhaft ist. Leicht aber, und plötzlich sei der Tod der Thiere, die uns nicht anders als durch ihren Untergang nützlich werden können; dies ist die Forderung der Billigkeit, wenn sich noch eine Billigkeit bei dem Tödten finden kan.

Allein, stelt uns wohl die tobende Zwangjagd den Menschen als den weisen Herrn der Geschöpfe vor? Zeigt sie uns ihn nicht vielmehr als einen Tyrannen, der wütender, als das wildeste Thier ist? Wenn ein Schwarm von Reutern durch Thäler und Gebüsche und Einöden fliegt, das laute Getön der Hörner die Luft erschüttert, die Feuerröhre donnern, das Geschrei der Hunde, mit menschlichen Stimmen vermischt, umherschalt, und der ganze Wald und alle umliegende Hügel von dem

wilden

wilden Lerm erbeben; solte man alsdenn wohl glauben, daß sich vernünftige Menschen um nichts Wichtigers bemühen, als einen furchtsamen Hasen zu tödten? Um ein fliehendes Reh die Ruhe der Natur und der Dörfer zu stören? Es nicht durch einen plötzlich tödlichen Schuß, sondern durch die Angst und Ermüdung einer langen Flucht zu erlegen? Es endlich keichend dahinstürzen, und röchelnd und unter schmerzhaften Verzuckungen den lang geängstigten Geist von sich geben sehen? Und hievon nicht gerühret werden, nicht eine Erschütterung der Sympathie im Herzen empfinden? Dies eine anständige Ergötzlichkeit nennen, und junge Fürsten, um sie zu Tyrannen ihres Volkes zu machen, daran Theil nehmen lassen? O ihr guten Menschen, die ihr euch eben so wenig auf den Ruhm, als auf das Gefühl der Menschlichkeit versteht, seid ihr wohl der Geschöpfe werth, wenn ihr nur ihre Verwüster, ihre grausamen Verfolger seid? Und wenn eure

Macht nur die Plage der Thiere ist, so höret auf, euch der Vorzüge der Herschaft über sie zu rühmen. Wie sehr erniedrigt nicht ein solches barbarisches Vergnügen den Menschen unter seine Würde! Mischt er sich nicht dadurch mit den Raubthieren in Geselschaft, oder macht sich ihnen ähnlich? Und wenn jene wild umherstreichen, treibt sie alsdann nicht ein harter Hunger und ein gesetzloser Mangel, der sie zum Raube berechtigt? Und schleichen sie nicht unter der Dunkelheit der Nacht mit einer gewissen Furchtsamkeit umher, da hingegen der Mensch den Tag zum Zeugen seiner Grausamkeit macht, und sich nicht scheut, aus den Martern unschuldiger Geschöpfe ein öffentliches Gepränge zu machen? Gern möchte ich von dieser Tolheit unserer Zeit, die noch manche barbarische Sitten hat, schweigen, wenn es nicht eine Pflicht wäre, auch einmal für die stummen Thiere zu reden, und den Menschen, der nur sie zu plagen gebohren zu sein meint, zu beschä-

men, wenn man ihn auch nicht erweichen kan. — Und wie elend ist nicht der Triumph über ein armes fliehendes Thier? Ist er der vielen Bemühungen, des Ruhms und der Glückwünschungen vernünftiger Wesen werth? Was für ein armseliges Verdienst ist es nicht für einen Herrn vom Stande, keine andre oder keine größere Geschicklichkeit besitzen, als einen Hasen zu schießen? Und dürfen wir den Landjunker beneiden, der es für seine einzige Bestimmung ansieht, sich sein ganzes Leben hindurch mit wilden Thieren zu schlagen?

Für andre von besserm Gefühle mag diese Betrachtung sein. Wenn ein von der Heerde abgeschnittener Hirsch, von dem ganzen wilden Lerm der Jagd verfolgt, ängstlich durch Wälder fliegt, über ferne Thäler und Klüfte setzt, wenn weder Gehölze noch Moräste noch Einöden ihm eine sichere Zuflucht eröffnen, und ein gewisser Tod auf ihn wartet, wenn die Angst sein schlagendes Herz ergreift, und er bald kraft-

los dahinstürzt, bald sich in der Verzweiflung wieder aufrafft, einige Schritte forttaumelt, und athemlos sinkt, wenn der tief ausgepreßte Schweiß auf allen Seiten herabtröpfelt und Thränen aus seinen beiden Augen fließen, wenn er, indem er ächzend daliegt, von einem Schwarm von Wuth erhitzter Hunde überfallen wird, die ihm überal blutige Wunden beißen, unter welchen er mit einem Röcheln stirbt, worüber die nahen dürren Gebüsche mitleidig zu seufzen scheinen; solte dann noch ein menschliches Herz ungerührt bleiben können? Wie beredt fordert nicht die klagende Stimme der Natur uns unser Mitleiden ab! Wie eindringend ist nicht der Anblick der Angst, der Verwirrung, der Verzweifelung, der vom Gefühl des Todes erregten Krümmung und der Zuckungen eines sterbenden Thieres, eines schönen, edlen und unschädlichen Thieres, eines Thieres, von seinem eigenen Herrn, dem Menschen, unter dem Beistande wütender Hunde übermant und grausam gequält?

quält? Solte uns eine solche Scene nicht bewegen? Nicht die Empfindung der Thiere im Tode einen tiefen Schauder erregen? Nicht schon der Gedanke der Vernichtung eines Geschöpfes, das eben sowohl als wir den Schmerz empfindet, und den nahen Tod scheut, der Vernichtung einer thierischen Seele rühren? — Wenn ja der Tod der Thiere nöthig ist, solten wir denn nicht, von einem herzlichen Mitleiden durchdrungen, ihn beschleunigen und leichte machen, und sie denselben weder lange fürchten noch lange empfinden lassen? Und kan das Tödten der Thiere eine des Menschen würdige Ergötzung sein? Wohlthun, nicht aber Verderben, bringt ein wahres Vergnügen ein. Zu theuer, zu theuer, ihr jagdbegierigen Jünglinge, ist jede Lust, die mit dem Tode eines unschuldigen Geschöpfes erkauft wird.

Noch einige Bemerkungen verdienen hier eine Stelle. Verwildern nicht durch die Jagdsucht die Sitten, und vergesellschaftet sich nicht mit ihnen eine gewisse Rau-

higkeit

higkeit der Lebensart, die manchem zur Empfehlung bei der Welt gewiß nicht vortheilhaft ist? Man wird es schon einsehen, daß dies nicht von einer mäßigen Jagdliebe, sondern von der wilden Begierde, täglich die Thiere zu verfolgen, zu verstehen sei. Man nehme zum Beispiel, weil man vielleicht schon von selbst daran denkt, einen Landjunker, der keinen andern Beruf hat, als den ganzen Tag über in den Wäldern herumzustreichen. Man bringe ihn in eine feine Geselschaft. Was für eine Erscheinung für sie und für ihn! Die Damen stecken die Köpfe zusammen, und eine schalkhafte Spotbegierde breitet sich schon auf allen Gesichtern aus. Nach einem tölpischen Hereintrit murmelt er unverständliche Töne, die man Complimente nent, her, und ein mühsames Krümmen seines steifen Rückens legt ihnen eine Bedeutung bei; schon ist er durch die feine Manier und durch die artigen Ausdrücke, womit man ihn empfängt, verwirt, und er weiß weder

wo er die Hände hinstecken, noch wo er den Fuß lassen sol. Die ganze Versamlung schwimt vor seinen Augen. Man bietet ihm einen Stuhl an; aber er wil sich nicht setzen. Endlich, nachdem man lange Bitten verschwendet, setzt er sich, der Stuhl knarrt, und er ist feuerroth. Nur fein munter, mein guter Jochem! Alles ist um ihn her Erwartung. Allein er sitzt so unmündig als ein Kind von wenig Wochen da, und gafft um sich her die Geselschaft mit dummen Blicken an. Wird er denn gar nichts reden? Hat er denn nichts gesehen, nichts gelesen? Versteht er nichts von der Unterhaltung der Geselschaft? Die Dame, die verdamt ist, neben ihm zu sitzen, wendet sich an ihn; kurz werden ihre Fragen beneint oder bejahet, und so oft sie auch das Gespräch abändert und hofft, ihn doch endlich auf eine Materie zu bringen, worüber er einige Sylben mehr als Ja und Nein sagen könne, so oft ist ihre artige Bemühung vergebens. Ein Herr aus der

Gesel-

Gesellschaft, der ihm lange mitleidig angesehen, trit zu ihm mit der Frage, ob die Jagd diesesmal viel gebe? Was für eine Verwandelung, erstaunlicher, als die mit Pygmalions Säule, geht hier vor! Auf einmal wird er lauter Mund; hört nur, wie er seine Triumphe über die Hasen erzählt, wie er alle Füchse nent, die er erlegt, wie er den Ort und ihre Größe beschreibt, wie er seine Hunde mit Lobsprüchen überhäuft. Nun ist er unerschöpflich in seiner einzigen Materie, und erzählt die Geschichten der Jagd so leicht, als la Fontaine seine Fabeln.

Nicht blos die Verwilderung der Sitten, auch die Verwilderung des Herzens pflegt aus der Jagdsucht zu entstehen. Man stelle sich einen Jüngling vor, in einem Alter, das sich die Eindrücke, die es empfängt, tief und oft unauslöschlich einprägt, wie er von allen edlen Unterhaltungen eines lehrreichen Umganges mit Menschen und mit Büchern verlassen, sich

blos mit den Scenen der Jagd beschäftiget, seinen Verstand nur mit den Vorstellungen fült, die ihr eigen sind, nichts anders oder nichts lebhafter als seinen Gegenstand denkt, kein Vergnügen höher schäzt, als Thiere zu verfolgen und zu tödten, und damit ganze Jahre zubringt; wird man noch zweifeln können, ob eine solche Lebensart in den Kräften der Seele die schädlichste Unordnung hervorbringen wird? Muß sich nicht der Verstand die Bilder der Wildheit, der Verwüstung, der Grausamkeit eigen machen? Nicht das Herz das zarte Gefühl, womit es vielleicht gebohren war, almählich verlieren, und von allen Empfindungen, die uns zu wahren Menschen machen, entblößt, nur einen Gefallen an blutigen und verderbenden Auftritten finden lernen? Und wenn man sich angewöhnt hat, gegen Thiere unempfindlich zu sein, wird man es denn nicht auch leicht gegen den Nebenmenschen sein? Nichts solten wir sorgfältiger, als die Empfindungen des Mitleidens und der

Gut-

Gutthätigkeit, zu bewahren suchen, Empfindungen, die nicht weniger unsre eigene Zierde, als sie das Glück andrer sind.

Besonders scheint die Jagd für Leute, die in wichtigen Geschäften stehen, nicht zu gehören. Auch den Verlust der Zeit, der für sie doch allemal beträchtlich ist, nicht zu rechnen; zerstreut die Jagd zu sehr, und fült die Einbildungskraft mit Bildern, die oft dem Verfolge der Geschäfte nachtheilig werden. Der Uebergang von ernsthaften Arbeiten des Geistes zur Jagd ist zu schleunig; und ohne Zweifel dienen sanftere Arten der Belustigung überhaupt mehr zur Erholung und Aufheiterung des Gemüths, als die wilden und ungestümen, da sie die Seele mehr in einer gewissen Ruhe lassen.

Noch würde ich das schöne Geschlecht bitten, zum Ruhm seiner sanftern Empfindungen, nicht an den grausamen Freuden der Jagd Theil zu nehmen.

Doch Phillis Herz erbebet
Bei dieser Lust;
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.

Welche Dame, auch von Adel, wird nicht dieses Lob von einem Dichter wie Hagedorn ist, verdienen wollen? — Man jage indessen, aber als ein Mensch, der Vernunft und Gefühl hat; man bediene sich der mit dem Eigenthumsrechte über die Thiere verbundenen Mittel, sie zu fangen oder zu schießen, auf eine weise Art und nur sparsam, um nicht aus der Jagd einen eignen Beruf zu machen, der wichtigern Beschäfftigungen Zeit und Kräfte, den Sitten das sanfte Wesen, und dem Herzen die menschlichen Empfindungen raubt. Man mäßige das Vergnügen, das man vielleicht in der Verfolgung der Thiere empfindet, weil es almählich in Grausamkeit ausarten kan, und man suche sie mehr in der Absicht, um sie nach dem Wink der Natur für seine Bedürfnisse zu nützen, als

sich an ihrem Aufjagen zu belustigen. Man überlege, daß die Jagd immer nur eine rauhe Lust gewähret, und daß uns unsre Zeit eine Menge von anständigern Ergötzungen anbietet. Man vergesse endlich nie zu bedenken, daß es der geringste Gebrauch von unsrer Vernunft ist, wenn wir sie nur zur Bezwingung der Thiere anwenden.

8.

„Siehest du, wie sich die Berge umher
„im hohen Schnee erheben, wie die
„Wälder kaum mehr die weisse Last, wovon
„sie gedrückt seufzen, tragen können, und
„wie die Flüsse vom scharfen Frost in ihrem
„Lauf erstarret sind? Vertreibe die Kälte,
„Freund! lege mehr Holz zum wärmenden
„Camin, und trage reichlicher guten alten
„Wein auf. Ueberlaß den Göttern das
„übrige. So bald sie den Kampf der
„Winde auf dem brausenden Meere stillen,
„so bewegen sich nicht mehr die Cypressen,
„noch die alten Hagebuchen. Forsche nicht
„darnach, was morgen geschehen wird, und
„zähle jeden Tag, so wie ihn das Geschick
„gibt, zu deinem Gewin. Verachte in dei-
„ner Jugend weder die süße Liebe, noch den
„Tanz, so lange die frische Stirn noch nicht
„vom mürrischen Alter gerunzelt ist. Itzt
„laß uns die Oerter besuchen, wo sich die
„Jugend ergötzt, und zur gesetzten Stunde

das

„das vertrauliche Gespräch gegen den Abend „wieder anfangen. Itzt laß uns ein scherz„haftes Spiel mit Mädchen erneuern, die, „indem sie sich schalkhaft im Winkel verber„gen, sich durch ein angenehmes Lachen „verrathen, muthwillig zum Tändeln locken „und sich vom falsch sträubenden Arm und „Finger gerne Bänder und Ringe entkäm„pfen lassen.„

Horaz.

Dies ist die Aufmunterung eines Dichters, der die Freude in allen Jahreszeiten fand! Auch wenn der Himmel sich in Nebel und Regen hüllet, und Schneegestöber den Tag verschließen, auch wenn die Erde in ihrer ganzen traurigen Melancholie da lieget, und weder das Auge und Ohr mehr ergötzt, noch das Gefühl erquickt wird; so weiß der Weise sich aufzuheitern, und Vergnügen selbst aus der Rauhigkeit der Jahreszeit herzulocken.

Wenn die Geselligkeit auch überal die Vergnügungen des Lebens erhöhet, oder

uns neue gewähret, so scheint sie dem Menschen doch mehr im Winter eigen zu werden, und ihm in dieser Jahreszeit zum Schutze wider die lange Weile und wider Verdruß und Unlust, die in ihrem Gefolge sind, zu dienen. Wenn die Natur in ihrer ganzen Schönheit lacht, dann können wir uns auch einsam an ihrem Anblicke belustigen. Jeder Hügel und jedes Thal giebt uns eine Menge unterhaltender Betrachtungen; und wir fliehen gerne das Gewühl der Menschen, und suchen die Stille des belaubten Waldes, um uns, entfernt von der Welt, den sanften Ergötzungen der Einsamkeit ganz zu übergeben. Allein so bald die Natur uns nicht mehr einen angenehmen Aufenthalt in ihrem Schooße vergönnet, und das Land und die Gärten ihre Reitzungen verlieren; so fangen wir an neue Vergnügungen in der Gesellschaft der Menschen aufzusuchen, und der belebte Trieb zur Geselligkeit stiftet öftere Zusammenkünfte. Die Gartenhäuser werden verlassen, und die Stadt

samlet ihre Bewohner wieder, die der Frühling auf das Land verstreuet hatte. Selbst bei den Thieren vermehret der Winter den Trieb der Geselligkeit, da er ihre Bedürfnisse vermehret. Und in der That, wenn er uns in unsere Wohnungen wieder versperret, und uns nur selten erlaubt sie zu verlassen, welcher Trieb ist alsdenn natürlicher und anständiger, als daß der Mensch die Geselschaft des Menschen sucht, und daß er sich nicht nur aus Empfindung seiner Bedürfnisse, sondern auch aus Geschmack zu dem Vergnügen, daß die Geselligkeit gewährt, entschließt? Dieser Trieb zur Geselligkeit ist eines der besten Geschenke, die wir aus der Hand der Natur erhalten haben. Er hat Städte erbauet, und Länder bevölkert, Künste und Wissenschaften ausgebreitet, und Welttheile vereiniget. Er stillet unsre Bedürfnisse auch in kleinern Verbindungen, er erheitert und erhebt den Verstand, er verfeinert die Empfindungen des Herzens, er belebt die Triebe zum Mitleiden

leiden und zur Dienstfertigkeit, er theilt uns die Einsichten der Weisen mit, und trägt gleichsam die edlen Gesinnungen anderer in unsere Seele über, er giebt den Sitten Anmuth und Gefälligkeit, und legt allen unsern Vergnügungen einen neuen Werth bei. Wenn Tugend und Freundschaft und Talente des Geistes die Menschen verbinden, wenn ihre Gesellschaft von keinen unwürdigen Leidenschaften beherscht und unterhalten werden, und wenn ihre öftere Besuchung keine Verletzung höherer Pflichten wird, welches Vergnügen kan alsdann anständiger und edler sein, als darzu einen Theil seiner Zeit zu verwenden? Ja dieses ist eine Pflicht, die ihre Stelle unter den angenehmsten einnimt; und unser ganzes Leben versüßet sich, indem wir nicht blos für uns, sondern auch für andere zu leben anfangen. Wie sehr ist nicht der zu bedauren, der eine zu gefühllose Seele hat, oder einen zu sehr verwilderten Geschmack besitzt, als daß er die Annehmlichkeiten einer

feinen

feinen Geselschaft und die Freuden eines freundschaftlichen Umganges empfinden könte?

Nicht sowohl zahlreiche Zusammenkünfte, als vielmehr ein kleiner Kreis von muntern Freunden gewähret uns das wahre Vergnügen der Geselschaft. Wenn es auch angenehm in jenen ist, neue Bekantschaften zu machen, und also die Denkungsart, die Neigungen und den Geschmack des Menschen, gleichsam unter neuen Formen, zu sehen; so fesseln sie doch auf eine gewisse Art die Freundschaft und den Witz. Und wenn sie uns auch das Ceremoniel, und die Kunst, mit der großen Welt umzugehen, lehren, so lehren sie uns doch selten das, was eigentlich der Mensch ist. Denn nicht die Bekleidung, nicht die Mienen, nicht die äußern Sitten sind das, was an dem Menschen unserer Kentniß würdig ist; wir kennen ihn nicht weiter, als nach der äußern Gestalt, gleichsam nur nach der Hülle, die ihn umgiebt, wenn wir nichts mehr von

ihm wissen; aber wir kennen ihn, wenn wir die Eigenschaften seines Geistes einsehen, die Grundsätze, nach welchen er denkt und handelt, die Triebe und Leidenschaften, die sein Herz regieren, und in seine Gespräche und äußere Wirksamkeit ausfließen.

Allein der Mensch läßt sich in zahlreichen Geselschaften selten sehen, wie er ist. Er ändert sein Gesicht, wie seine Kleidung. Die Eigenliebe und die Verstellung wissen ihm eine Masque anzulegen, die uns seine wahre Gestalt verbirgt. Aber in einem Cirkel vertraulicher Freunde legt er lieber die Larve ab; erlöset von den Fesseln des Ceremoniels, und offenherzig, weil andere es sind, redet er wie er denkt und empfindet, und das Gespräch wird ein Spiegel, worin wir sein Inneres erblicken.

Glücklich ist der Mann, der bald im Kreise junger Schönen das süße Vergnügen ihres Umganges, vermischt mit Scherz und Spielen der Liebe, genießt, bald die öden Stunden der langen Winterabende den Un-

terre-

terredungen der Freundschaft schenkt, die Rauhigkeit der Zeit und die Thorheiten der Welt verschwatzt. Vertraut sitzt dann die kleine Versamlung zärtlicher Freunde in einem Kreise um den helleuchtenden Camin, und laut geht das fröhliche Gespräch umher; jedes Ohr ist Aufmerksamkeit, und jede Stirne Heiterkeit, indem auf dem nahen Tisch der ungefärbte Wein in hellen Gläsern blinkt, oder der geistreiche Punsch aus der hohen Schale dampft, und nicht weit von ihr der aufgeschlagene Horaz liegt, der den geschmackvollen Ausleger erwartet. Gerne wird dieser Geselschafter aufgenommen, er, der uns bald die frohen Scherze der Jugend, und die unschuldigen Vergnügungen der Liebe lehrt, bald beim bescheidenen Glase zu ernsthaften Unterredungen einladet, nicht von fremden Landgütern und Häusern, sondern von dem, was uns selbst betrifft, und heilsam zu wissen ist, ob Reichthum oder Tugend den Menschen glücklich mache, was die Quelle der Freund-

schaft

schaft und das höchste Gut sei, bald ohne Galle und Bitterkeit über die Thorheiten der Welt lacht, ein Freund der Menschen, und ihr Lehrer, auch wenn er über sie spottet, ein Dichter, der die Freude und die Weisheit in einem beständigen Bündniß zu vereinigen weiß. So wechselt das kluge Gespräch, bald lehrreich durch Ernst, bald aufheiternd und selbst unterrichtend durch Scherz; und der Witz, der sich bei jeder neuen Erzählung mehr belebt, und alle nach einander beredt macht, erhöht das Vergnügen der Geselschaft. Auch trift alsdenn manchen entfernten Narren ein sinreicher Spot, oder ein Freund entdeckt dem andern unter einer feinen Wendung seine Fehler; der Witz, der die Moral bekleidet, verschaft ihr einen schnellern Eindruck, und unter Freunden darf sich kein Gedanke der Beleidigung einschleichen. Wie der Verstand und das Herz gewint, so entflieht auch jede Wolke von der Stirne; kein Bild der Sorge oder Unruhe erscheint mehr vor

der

der Seele; ihr ganzes Gefühl ist Freude. Genossen unter den Vergnügungen der Freundschaft entfliehen alsdenn die Stunden, bis der laute Scherz der Geselschaft von der rauhtönenden Stimme des Wächters unterbrochen wird, und sie sich ungern an die nahe Mitternacht erinnern läßt; dann trennt sie sich nach zärtlichem Verzögern, jeder wird von Freude begleitet, und der Mond, der unter tausend Gestirnen am heitern Himmel seinen königlichen Glanz verbreitet, oder durch dunkle Vorhänge von Schneegewölken schimmert, erhellet den Weg der Fröhlichen.

9.

Wenn zahlreiche Zusammenkünfte die Geselligkeit, wenigstens in den Ständen, die am nächsten an einander gränzen, unterhalten, wenn sie die Sitten verfeinern, den guten Geschmack algemeiner machen, die Einwohner eines Orts mehr zur Freundschaft und zur Gefälligkeit gegen einander beleben, und den Fremden außer der höflichen Aufnahme noch die Gelegenheit geben, angenehme Bekantschaften zu machen; so haben sie, wegen dieser Vortheile einen großen Werth. Wenn sie ferner von dem steifen Ceremoniel, das wir Deutschen so lange als ein väterliches Erbgut bewahret haben und das noch in manchen Städten eine sclavische Fessel der Geselschaft ist, frei sind, wenn man einander seine Hochachtung und Freundschaft versichern kan, ohne an lange Formeln und einen leeren Schal von Wörtern gebunden zu sein, wenn man freimüthig und doch dabei ehrerbietig sein

kan, bescheiden und doch dabei lebhaft im Gespräch, wenn man, nachdem man dem Stande und dem Range des Menschen seinen Tribut gegeben, sich nicht mit ihnen, sondern mit dem Menschen selbst unterhält, wenn man zusammenkömt, nicht um sich bewundern zu lassen, sondern um sich zu vergnügen; so haben die Versamlungen der feinern und vornehmern Welt noch einen neuen Vorzug, und es ist nicht nur Wohlstand, sondern auch eine Art von Pflicht, sie zu besuchen. Auch erhalten diese Zusammenkünfte von der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Personen einen besondern Reitz; die Gespräche vervielfältigen sich, und die Unterhaltungen wechseln mehr ab.

Allein die Geselschaften müssen uns nicht zu viel Zeit rauben, weil sie nur eine Art der Erholung und Erquickung sein sollen. Man muß sie ferner genießen können, ohne sich von ihnen fesseln zu lassen, ohne sie mit einer unruhigen Begierde zu suchen,

und ohne sich selbst zu einsam zu sein, wenn man sie verlassen hat. Man sol kein Sclave von dem Geiste der Zerstreuung werden, bei der Zurückkehr zur Arbeit die leeren und unnützen Bilder, die die Seele aufgefasset hat, wieder auszulöschen, oder doch zuverdunkeln wissen, sich von den Vergnügungen der Geselschaft aufheitern lassen, um zu den Geschäften geschickter zu werden, nicht aber, um neue Begierden aufzunehmen.

Was für ein seltsames Gemisch ist nicht fast immer eine zahlreiche Versamlung! Die hohen Thüren der Zimmer eröffnen sich, und auf einmal fält eine ganze glänzende Welt in die Augen. Die Menge der geordneten Wachslichter, die auf beiden Seiten der mit Tapeten behangenen Wände funkeln, erhebt den Pomp und den Schimmer der vielfarbigen Stoffe; herlicher blitzen Ringe und Edelsteine in dem Hauptschmucke, und um den weissen Hals der Schönen; ein rauschendes Getöse der Complimente strömt durch die vermischte Versamlung,

die

die unter Verbeugungen und Küssen unter einander schwimt, oder die Aufmerksamkeit auf eine hereintretende Dame unterbricht auf einige Augenblicke das laute Wortgepränge, bis es wieder so stürmisch wird, daß die Töne eines andächtigen Wunsches, einer schalkhaften Spötterei, und einer zärtlichen Liebesversicherung, die Stimmen der Matronen und der Stutzer, der Weisen und der Narren, der heuchlerischen Orgons und der buhlerischen Phrynen in einander fließen. Alle Verdienste, die der Kaufman und der Schneider nur geben können, alles, was Witz und Geschmack, was die noch mächtigere Wollust und Eitelkeit erfinden, und die Mode, die von Paris aus über ganz Deutschland gebietet, nur anordnen kan, dies alles ist hier vereiniget; jede Kunst, den Körper zu stellen, den Fächer bedeutend zu bewegen, und das Gesicht bald zu einem gefälligen Lächeln zu zwingen, bald in ernsthafte Mienen zu legen, die wichtige Kunst, von Nichts viel, und vom

Erheblichen nichts zu reden. Allmählich begint das Geschwätze getheilt, und oft vertraulicher. Hier spricht eine Dame vom Geschirr, das einen Riß bekommen, von der Kunst ihrer Köchin, oder von dem Witze ihres Schooshundes; dort mustert eine andere den Anputz ihrer Bekandtin, und seufzt, daß eine Haarlocke nicht die Lage hat, die sie doch nach ihrem Richterspruch haben sollte; hier bestimt ein Staatskluger den Marsch, den die Russen nehmen müssen, um bald in ihre Heimat zurückzukommen, und glaubt, daß der Kaiser von Marokko auch bei der Theilung von Pohlen seinen Antheil suchen werde; dort rühmt ein Kaufmann, der den Banquerout, den er in der künftigen Messe vortheilhaft spielen wil, schon ausgesonnen hat, den Segen der Ehrlichkeit; und der Einnehmer, der schon zweimal seiner Absezung sehr nahe gewesen, spricht von der Achtung, die die Obrigkeit für seinen Fleiß und seine Ordnung gehabt. Aber welches Geräusche erhebt sich auf einmal!

mal! Bediente laufen durch einander, tragen Tische her, und belegen sie mit bunten Blättern. Der Zeitvertreib, der Prälaten und Hofleute, Gelehrte und Dumköpfe, Matronen und Jünglinge, und am angenehmsten Verliebte verbindet, das Spiel begint, und in wenigen Augenblicken sind die Tische besetzt, und alle Hände beschäftigt.

Hier vermuthet man vielleicht eine kleine Pause. Man spiele, weil man wil, aber nicht zu oft, ohne Unruhe des Gemüths, ohne die Leidenschaft, die man Spielsucht nent. So lange das Spiel kein merklicher Raub unserer Zeit und unsers Vermögens wird, so lange es nur wenige Stunden dauret, und so lange wir unter dem verschiedenen Wechsel des Glückes heiter und gesprächig bleiben; so lange mag es immer für eine zulässige Ergötzung, und eine gewisse Art der Erholung von den Geschäften gelten. Zwar entziehen wir uns durch das Spiel immer eine gewisse Zeit; allein, da

uns andere Ergötzungen, die nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig sind, nicht weniger einen Theil unserer Zeit kosten, und da wir, ermüdet von den Geschäften, ihn besser zu unserer Aufheiterung, als zur trägen Fortsetzung der Arbeit anwenden, so ist der Verlust eben nicht merklich. Man bemerke aber, daß die Geschicklichkeit zu spielen nur eine der kleinsten Eigenschaften ist, der man sich kaum ohne Erröthen rühmen solte, und daß es wahre Ehre ist, von unserer Zeit, und unserm Vermögen, auf welches unsre Nebenmenschen einen so gerechten Anspruch haben, mit Ueberwindung unserer Leidenschaften den edelsten Gebrauch, so oft wir nur können, zu machen.

Nach dieser kleinen Bemerkung begebe ich mich wieder in meine Versamlung, und sehe dem Eigensinne des Glücks, das das Spiel regieret, zu. Wie hitzig ist das Gefechte der Karten, und wie ungeduldig ist die Erwartung der Streitenden auf den Augenblick, der den noch zweifelhaften

Sieg

Sieg entscheiden wird! Er komt; die Ueberwundenen ergeben sich, und der Sieger feiert seinen Triumph. Kaum sind die Heere von dem Wahlplatz gegangen, so stehen sie wieder in Schlachtordnung, und das Treffen erneuert sich; gleichwie Rom, wenn es eine Schlacht gewonnen hatte, gleich die andere wieder anfieng, nicht aufhören konnte zu streiten, so lange noch Völker zu bekriegen waren, und angrif, wenn es auch gleich nicht beleidiget worden. Die reitzende Wilhelmine führet ihr Heer an, lächelt, indem sie es mustert, des nahen Sieges gewiß, spottet, da das Gefechte angehet, schon mit einem schalkhaft fröhlichen Ton über ihre Gegner, und kündiget ihnen eine völlige Niederlage an. Sie siegt; und indem sie die Karten, die sich in ihren schönen Händen zu freuen scheinen, mit Anstand mischt, auch nicht obenhin einen gefälligen Blick auf den an dem geschäftigen Finger funkelnden Stein wirft, so empfängt sie zu ihrem Siege noch die

artigen Lobsprüche der Ueberwundenen, und nimt sie mit einem sanften Lächeln auf. Aber was für Mienen entstellen auf einmal das schöne Gesicht! Warum verläßt so geschwind die Röthe ihre Wangen, und warum wallet ihre Brust stärker unter dem weissen durchsichtigen Flor? Sie verliert, die unglückliche Schöne. Wie viel Mitleiden verdient sie nicht, nicht weil sie verliert, sondern weil sie nicht gelassen verlieren kan! O! solten Sie, schöne Wilhelmine, einen Spiegel vor sich haben, wie sehr würden Sie nicht über die Entstellung ihrer Züge erschrecken, und wie sehr würden Sie sich nicht wider die Leidenschaft erklären, die Ihrem reitzenden Gesichte alle seine sanfte Anmuth und Gefälligkeit raubt? Indem ich mich noch mit der betrübten Wilhelmine beschäftige, so schlägt ein donnernder Fluch auf die Spadille mir ans Ohr, der aus dem Munde einer vergoldeten Excellenz hervorbricht; die Damen, die mit spielen, sehen sich an, und ich wende

die Augen weg, denke an den Kutscher des gnädigen Herrn, und gehe weiter. Dort fächert sich eine Dame am Spieltische, und eine höhere Röthe glühet auf ihren Wangen; man weiß nicht die Ursache; das Zimmer ist nicht zu warm, auch hat sie nicht verloren. Eine andere spielt etwas verwirt, weil sie eben ein Lob ihrer Schönheit empfangen hat. Etwas weiter hin sitzt eine Dame, und giebt sich alle Mühe, zu gewinnen? nein, zu verlieren, ihrem Manne zum Vergnügen, der sie diesen Morgen über ihren Anputz getadelt hatte.

Aber nicht alle Personen hat der Gott des Spiels gefesselt; hin und wieder plaudert ein Freund mit dem andern, und auf den Kanapeen stirbt mancher guter Name in dem Munde der Verläumdung. Man versichert sich, wie aufrichtig man sich liebe, und verbirgt mit Mühe den Haß im Herzen; man küßt sich, und möchte sich zerreißen; man erzählt die neuen Veränderungen der Regierung, und die artigen Sprünge,

die

die Belindens Schooshund macht; man spricht von der letzten Predigt, und vom letzten Bal, von einer befleckten Ehre, und von einem begossenen Kleide, von der versäumten Kirche, und vom vergessenen Besuch, vom Minister und vom Thorschreiber, von Excellenzen, und von Hofnarren; Himmel und Erde beschäftigen die Zungen, und alles ist Gespräch, wenn unter hunderten kaum eins Verstand ist. Mit wichtigen Schritten geht ein Mann vom Hofe auf und nieder; über seine breiten Schultern spannet sich ein schönes Band, neben welchem die Gnade seines Fürsten in einem Sterne glänzt, weil er ohne Zweifel dem Lande einen wichtigen Dienst gethan? nein, weil er seinem Herrn in einem geheimen Liebeshandel mit seinen Einsichten beigestanden hat. Ehrerbietig gegen ein solches Verdienst gehe ich vorbei, schleiche durch alle, derer leeres Gewäsche ich nicht hören mag, hindurch, und finde bei jener Dame Artigkeit mit Anstand, Witz mit Vernunft,

Geschmack mit Klugheit, und Belesenheit mit Bescheidenheit, alle guten Eigenschaften zu einer angenehmen Unterhaltung. Kein Heer von einfältigen Köpfen schwärmt um sie her, weil sie Verstand hat, die Narren scheuen sich vor ihrem siegreichen Spot, und nur wenige schleichen zu ihr hinan. Sie weiß sie durch das lehrreichste Gespräch einzunehmen und nicht blos über den Verstand, sondern auch über die Herzen aller, die sie hören, zu herschen.

10.

Wenn die Lerche, indem sie vor unserm Fenster dem Anbruch der Morgenröthe entgegen sang, unsern leichten Schlummer verjagt, und nach dem Erwachen unser erstes Gefühl zur Freude gemacht hatte, wenn uns den ganzen Tag über so viele fröhliche Stimmen mit abwechselnden Melodien unterhalten, und auf jedem Spatziergange über uns und um uns her tausend zärtliche Töne gewirbelt hatten; mit welcher stillen Wollust erfülte uns alsdenn nicht am Abend und in der lauen Frühlingsnacht das götliche Lied der Nachtigal. Wie begeisternd sang sie nicht, daß die getäuschte Einbildungskraft sie noch zu hören glaubt! Bald schlug sie laut, und gurgelte einen schmetternden Schal durch die schweigende Gebüsche; bald seufzte sie mat in wehmüthig fallenden Tönen, klagte oft unterbrechend ihr Leiden, lockte zärtlich den verzögernden Gatten, und schien die Stimme der Weinenden

nenden nachzuahmen; dann erhub sie plötzlich wieder einen hellen Jubel und wirbelte ihn manche Minuten lang fort; und wenn ihr Gesang durch alle abwechselnde Töne geflossen war, so versuchte sie, unerschöpflich an Erfindung, neue Melodien. Horchend lagen die Thäler umher; die Winde scheuten sich im Laube ein Gelispel zu erregen; die Weste schienen vor Wollust eingeschlummert zu sein, und der Bach seinen rieselnden Lauf zu hemmen; sprachlos vor Entzücken lag Damöt an der wallenden Brust seiner Geliebten, trunken hing sein Auge an dem ihrigen, und eine beredte Thräne nach der andern rolte ihnen beiden über die Wangen herunter. Aber itzt, da die Musik der Natur verstummet ist, muß die Musik der Kunst ihre Stelle einnehmen, und die Stimmen der Sängerinnen müssen die Stimmen der Nachtigallen ersetzen.

„Durch die Musik, sagt Pope, empfinden die Seelen eine gleiche Gemüthsverfassung, schwellen nicht zu hoch auf, und

sinken

sinken nicht zu tief. Wenn in der Brust sich stürmische Freuden erheben, so läßt die Musik ihre sanfte beruhigende Stimme erschallen; und wenn die Seele von Sorgen gedrückt wird, so erhebt sie sich in belebenden Liedern. Krieger entflamt sie mit beselten Tönen, und in die blutenden Wunden der Verliebten gießt sie Balsam. Die Melancholie erhebt ihr Haupt; Morpheus stehet von seinem Bette auf; die Trägheit ziehet die Arme auseinander, und erwachet; horchend läßt der Neid seine Schlangen fallen; kein innerlicher Krieg setzt länger unsere Leidenschaften in Aufruhr, und der Schwindelgeist der Partheien höret seine Wuth hinweg. Die Musik kan den grausamsten Schmerz besänftigen, und die strengste Wuth des Schicksals entwafnen; sie kan den Kummer in Freude verwandeln, und Verzweifelung und Raserei gefälliger machen; sie kan die Freude der Erde vergrößern, und von der Glückseligkeit des Himmels einen Vorschmack geben.„

Und welches Jahrhundert und welches Volk hat nicht die Musik geschäzt, diese frohe Tochter des Himmels, die zuerst mit den Schäfern weidete, und bald durch die kunstlose Flöte, und bald durch ein Lied vol Natur den Hügeln und Gebüschen das Lob der Liebe verkündigte; die mit belebtem Metal den Helden in die Schlacht begleitete, und die Thaten des Siegers erhob; die, so bald man ihre götliche Macht merkte, an den Oertern eingeführet ward, wo die Menschen empfinden solten, bei dem Dienste der Götter, deren Zorn sie besänftigte, bei der Feier wichtiger Feste, bei den Stiftungen der Bündnisse und Verträge; die noch izt eine unsrer edelsten Unterhaltungeu ist, und selbst unsern Gottesdienst feierlicher und rührender macht; die den Landman auf dem Felde und seinen Fürsten in der Oper entzückt; verschieden im Ausdruck, und an Volkommenheit, aber erschaffen für jedes Herz, die algemein verständliche Sprache der Natur, die Perser und Grie-

chen gleiche Regungen empfinden ließ, und den Ueberwinder der Welt gleichsam mit einem Klang überwand?

Nicht blos die Ergötzungen des Ohres, nicht blos die Erregung und Besänftigung der Leidenschaften macht das ganze Verdienst der Musik aus. Weil sie sich mit den Empfindungen beschäftiget, so erweichet sie auch das Herz und verfeinert seine Neigungen. Wie sehr ist nicht schon die Zerstreuung des Kummers und die Aufheiterung der Seele ein Vortheil der Musik, den wir oft nur bei ihr finden, wenn wir ihn nicht in den Armen der Freundschaft noch der Weisheit zu finden wissen. Aber ein größerer Gewin ist es noch, daß sie unsere Neigungen menschlicher macht, uns eine gewisse Milde und Leichtigkeit des Gefühls ertheilt, die die Eindrücke einer zärtlichen Freundschaft, einer leutseligen Gesinnung, und einer wirksamen Menschenliebe geschwinder annimt, geschwinder von den Leiden und Bedürfnissen anderer, und von

ihren

ihren Dienstleistungen gegen uns gerühret wird. Selbst die Sitten gewinnen und nehmen mehr Gefälligkeit und munteres Wesen an.

Auch hat die Musik mit den übrigen schönen Künsten das Amt, den Geschmack zu verbessern, gemein. Allein dieser Geschmack ist nicht blos darauf eingeschränkt, daß er uns in den Werken der Künste das Schöne empfinden lehrt; er wird uns auch ins gesellschaftliche Leben begleiten, sich gleichsam mit in alle unsre übrigen Empfindungen und Urtheile mischen, und unsern Handlungen einen gewissen gefälligen Anstrich geben. Wer seine Ohren und sein Gefühl lange an die wahre Musik gewöhnet hat, der muß auch Wohlgefallen an allem finden, was übereinstimmend, schön und anständig ist, auch wenn er es außer dem Gebiete der Künste antrift. Unstreitig ist der Einfluß der Musik, den sie in die moralische Harmonie der Menschen hat, einer der erheblichsten.

Dieser wird noch mehr befördert, wenn die Poesie mit der Musik sich vereiniget, und beide den Lehren der Weisheit, unter den Entzückungen des Ohres und des Geistes, einen leichtern Eingang ins gerührte Herz verschaffen. Welche Macht hat nicht ein Lied von Hagedorn und Weiße in dem Munde einer schönen Sängerin, und von der holden Stimme der Saiten begleitet! Wer wünscht sich da nicht ganz Ohr zu sein, und prägt sich alle Bilder und Empfindungen, die in dem Gesange liegen, tief in die Seele ein?

Wenn diese und noch andere die Vortheile der Musik; wie anständig sind denn nicht die Zusammenkünfte zu Concerten, und wie rühmlich ist es nicht für einen Ort, wenn seine Einwohner Geschmack genug haben, um sich dazu zu versamlen. So ergötzend es auch ist, eine Schöne unter einem zärtlichen Liede, das ihr eine unschuldige Liebe eingab, und die Einsamkeit singen läßt, zu belauschen; so ist der Anblick

einer Dame noch entzückender, die, umringt von ihren kleinen Kindern, am Clavier singt, und ihnen Wohllaut und Empfindung einflößt. Wie aufmerksam stehen nicht diese jungen Grazien um sie her, und horchen auf die hellen Saiten und auf die geliebte Stimme. Bald hüpfen sie, wie der fröhliche Klang; Heiterkeit ist auf ihren Mienen und Leben in allen Gliedern; bald wagen sie selbst einen Ton, und sehen lächelnd die Mutter an, begierig nach ihrem Beifal; bald dringt eine gute Lehre und eine edle Empfindung mit dem Gesang in ihre Herzen, und wird unvermerkt ein Saame der Tugend. Kein Zeitvertreib ist selbst für die zarte Kindheit anständiger, als die Musik; und nichts ist für sie vortheilhafter, als sie früh an ihre Harmonien zu gewöhnen. Dadurch gesellet sich die Freude, ihre beste Gespielin, die man niemals von ihrer Seite entfernen solte, am leichtesten zu ihnen; die Seele bildet sich almählich durch ihre innere Heiterkeit zur äußern

Freundlichkeit, und zu sanften Gesinnungen gegen andere; der Saame des Geschmacks an dem Schönen und Harmonischen wird gleichsam in ein frisches und noch unverdorbenes Erdreich gestreut; und ein Alter, das die gewöhnliche Form der Unterweisung scheuet, ist niemals gelehriger, als wenn der Unterricht sich unvermerkt unter seine Ergötzungen mischt.

Es sei also in diesen Monathen die Musik oft die Schöpferin unsers Vergnügens in zahlreichen Zusammenkünften, und in der Einsamkeit. Sie erheitere die Runzeln des Greises, und belebe die leeren Stunden der spielenden Kindheit. Die spröde Schöne müsse den silbernen Klang der Saiten vernehmen, eine zärtlich aufwallende Empfindung in der Brust dulden und aufhören, die Liebe zu verachten; der wilde Jüngling müsse stürmischen Berauschungen der Lust entsagen, sich der Musik in die Arme werfen, und unter ihren stillen Ergötzungen zahm werden. Und wenn

Tiger und Löwen, als Orpheus seine Leyer rührte, aus ihren Höhlen hervorbrachen, freundlich sich um ihn herdrängten und die bezaubernden Saiten leckten; so müsse auch jede Seele ihre Wuth und ihren Haß vergessen, der Verfolger müsse seinen grausamen Entwurf fahren lassen, und erweicht und menschlich gesint eilen, seinen Feind zu umarmen und ihm sein Herz wieder anzubieten. Götliche Musik! die du ehemals Wälder und Felsen bewegtest und wilde Thiere bezähmtest, beweise noch deine Macht, und thue, was kein Moralist kan.

II.

Außer den sanften Vergnügungen der Concerte sind dem Winter auch die Ergötzungen der Bälle eigen; und oft überwindet iezt ein fröhlicher Tanz die Kälte und die Melancholie der langen Abende. Wenn der Tag, zum Tanze bestimt, über die beschneite Welt aufgeht; wie heiter strahlt er alsdann nicht in die Schlafgemächer der Schönen, um sie zu dem erwünschten Feste zu wecken? Noch entzückt sie der süße Traum. Noch verschließt sich in manchem sanft schlummernden Auge das siegreiche Feuer, das selbst den Weisen oft bethört, und noch liegt manches reizende Gesicht in stiller Schönheit da, erheitert vom Glanze des Morgenlichtes, das seine Rosen blühender färbt. Aber wenn die Schöne das Auge eröfnet, dann ist die Lust des Tages ihr erster Gedanke, und lächelnd glühet ihr Blick der freundlichen Sonne entgegen; dann wagt sie (eine ungewöhnliche Ueberwindung)

windung) gleich nach dem Erwachen den zarten Fuß aus den Pflaumdecken heraus, schlüpft behend hinter der flatternden Gardine hervor, und eilt, wer weiß es nicht wohin? und eilt an die geliebte Toilette.

Da sitzt nun die junge Lesbie wie eine Vestale, mit einem weißen Gewand um die schönen Glieder bedeckt, in ernsthafter Beschäftigung und schmückt sich unter einem zärtlichen Liede zum feierlichen Vergnügen des Tages. Was für glänzende Heiligthümer des Putzes liegen nicht vor ihr ausgebreitet? Hier blitzen Ringe und Juwelen, und alle Farben glühen mit wechselndem Lichte in einer Reihe von Edelsteinen; es schimmern silberne Stecknadeln, und Ohrgehänge funkeln mit mannichfaltiger Pracht; neben den mit einem zierlichen Anstand geordneten Kostbarkeiten steht ihre kleine Handbibliothek mit moralischen und witzigen Schriften. Aber kein neugieriges Auge findet hier Muschen und Schminkwasser, weil Lesbie zu sehr ihre Schönheit kent, als daß sie sie

durch Anstriche der Kunst erst erhöhen dürfte, und sich zu sehr liebt, als daß sie sich mit den eiteln Matronen, die gerne noch jung sein möchten, um erobern zu können, dem Gespötte Preis geben solte. Es ist nicht, bejahrte Damen, die sie es mit der Welt noch so gut meinen und sich ihr nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen wollen, es ist nicht der geborgte Reitz, der uns verführt; sie sind desto sicherer vor unsern Blicken, je mehr uns ihre Wangen die Jugend künstlich anpreisen wollen; und wenn wir aufmerksam genug sind, sie zu betrachten, so sehen wir in der Farbe die ganze Eitelkeit ihres Herzens, die sich lebhaft auf dem Gesichte malt. Haben sie immer Ueberwindung genug, so zu erscheinen, wie es der Natur gefält, sie erscheinen zu lassen; sie haben nichts Wesentliches verlohren, wenn ihre Blüthe abgefallen ist. Aber wenn die Schönheiten des Gesichtes verschwunden sind, so ist es Zeit, uns durch die Schönheiten des Geistes weit mehr zu entzücken, als

als es durch jene geschehen konte, und sich durch die Weisheit ihrer Seele, über welche die zerstörende Hand der Jahre nichts vermag, wieder schadlos zu machen. Doch bald hätte ich meine Lesbie vergessen. Noch sitzt sie auf dem Stuhle geheftet, indessen daß ihre geschäftige Zofe Locken an Locken aufbauet und sie mit Wohlgerüchen und Juwelen durchwebt. Während dieser sinreichen Bemühung, den Hauptschmuck zu vollenden, wirft die Schöne oft einen kritischen Blick in den Spiegel, mustert die Locken, ob sie mit Geschmack geordnet sind, ermuntert die Priesterin des Putzes mit artigen Lobsprüchen; ließt dann weiter in ihrem Gellert fort, und indem sie ihn seine Selinde schildern sieht, so schlüpft ihr Auge unvermerkt vom Buche weg, lächelt dem Spiegel zu, und erblickt Selinde,

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön wie das Morgenroth, und heiter wie der Tag.

Doch

Doch glaubt sie, was jene vom Mahler, daß ihr der Spiegel schmeichelt. Lesbie ist bezaubernd, ohne es wissen zu wollen, und sie schmückt sich, nicht um mehr bewundert zu werden, sondern um mit dem Anstand, den sie ihrem Alter und ihrem Range schuldig ist, unter ihren Gespielinnen zu erscheinen. Ihr Anzug von der letzten Juwele in den Locken bis zum kleinen Schuh, ist mit einer gewissen Feinheit des Geschmacks ausgesucht und angeordnet, daß ihre Reitze noch durch ihren Putz gewinnen, und jede Miene belebter wird. Was für eine reine Röthe ist nicht über ihre Wangen ausgegossen, und was für eine sanfte Anmuth spricht nicht aus ihren blauen Augen, deren Lächeln selbst einen Cato verlegen machen könte. So geht die reitzende Lesbie zum Bal; und alle Liebesgötter drängen sich, sie zu begleiten. Die ganze Schaar der Jünglinge erwartet sie; sie kömt, und alles ist Freude; sie kömt, und überal sind schalkhafte Amors in den Falten

ihres leichtrauschenden Gewandes versteckt; sie siegt, ohne siegen zu wollen, und alle Augen und alle Herzen folgen ihr, ohne daß sie die Miene machte, sie zu fesseln.

Unterdessen sitzt auch die betagte Beatrice und putzt sich zum Bal. Sie hätten nicht nöthig, gute Madame, sich so sehr zu bemühen, denn die schlaue Welt sagt es schon, daß Sie, wenn Sie öffentlich erscheinen, zwanzig Jahr jünger, als in ihrem Schlafgemache sind, und daß Sie in Geselschaften ein anderes Haar, als zu Hause tragen. Beseufzen Sie immer die Flüchtigkeit der menschlichen Dinge vor Ihrem Spiegel; aber lassen Sie ja die verwelkte Natur in Ruhe. Der Winter läßt sich zu keinem Frühling umschaffen, und wenn es wahr ist, daß Sie geblühet haben, so lassen Sie es auch wahr sein, daß man da keine Blüthe mehr zu erkünsteln suchen muß, wo sie vergangen ist. Sie wollen auf dem Bal erscheinen; nun gut! Nehmen Sie aber die Einladung für

nichts mehr an, als was sie ist; man bittet Sie aus Hochachtung, und nicht aus einer zärtlichen Sehnsucht, wie Sie glauben. Kommen Sie zu den Vergnügungen der Jugend und ergötzen Sie sich durch ein kluges Gespräch. Aber was geschieht? Seht, die Alte kömt, ganz wie eine junge Braut geputzt, und alles bis auf die von der Schminke vergebens bedeckten Runzeln ist an ihr Jugend; seht, wie sie ihre matten Augen dreht, wie sie nach Liebhabern sucht, wie ihr dürrer Mund feurige Liebkosungen verschwendet. O daß doch Rabeners Satyrs hinter ihr her unter einem lauten Gelächter klatschten und sie bis in ihr Schlafzimmer zurückjagten!

Indessen begint der Bal, den nicht die Rangsucht, sondern Fröhlichkeit und Geschicklichkeit anordnet. Schon für das Auge des bloßen Zuschauers ist der gute Tanz ein angenehmes Schauspiel. Wie leicht und wie harmonisch ist nicht die Bewegung, und mit welcher Mischung von Anmuth und

Maje-

Majestät schweben nicht die Paare nach dem Ton der Musik unter einander! Welcher Anstand herscht nicht in jeder Geberde, und welche Uebereinstimmung in den Bewegungen der Füße, der Arme, und des Hauptes! Ueberal ist Takt in den Schritten, bestimte Bewegung in der Langsamkeit und Geschwindigkeit, eine harmonische Folge in diesen Bewegungen, ihre Uebereinstimmung mit den Instrumenten, und mit den übrigen tanzenden Personen. Jeder schöne Körper gewinnt unter einem guten Tanz; die Reitze der Damen erhalten einen lebhaftern Eindruck, und selbst die verblühete Matrone fängt wieder an zu gefallen.

Bald ordnet sich eine lange Reihe zu einer lebhaften Art des Tanzes; Gesicht gegen Gesicht gekehrt stehen die Paare, und die Schöne lächelt ihrem Geliebten schon Beifal über die neue Lust zu; die Musik fängt an mit allen Saiten den fröhlichen Tanz zu gebieten. In eben dem Augenblick fliegt das erste Paar von seinem Ort, wiegt sich

bald mit Leichtigkeit und Anmuth gegen einander über, schwebt bald mit umschlungenen Händen durch die glänzende Reihe, durchkreuzet sie bald forteilend, oder die Schöne fliegt voran, und hinter ihr folgt ihr Jüngling, als wär sie ihm entflohn, dann begegnen sie sich, und eilen wieder von einander, und irren in manchem harmonischen Labyrinth umher, bis sie sich auf einer andern Stelle wieder finden und das nächste Paar in die frohe Bewegung einflechten, bis endlich alle Paare durch einander gezingelt den Tanz volständig auswickeln und die künstliche Verwirrung der Wiederholungen, Begegnungen, Rückgänge und andre Arten von Abwechselungen sich über den langen Saal verbreitet.

Wenn der Tanz noch mehr, als eine blosse Ergötzung ist, und wenn er gewisse Vortheile hat, die nicht verachtet werden dürfen; so ist seine moralische Zuläßigkeit entschieden. Wer indessen diese Ergötzung für unerlaubt hält, der mag sie unterlassen.

Vor

Vor einigen Jahren kam ein vornehmer Prälat in Frankreich unvermuthet bei der Nacht auf einen Bal; die ganze Versamlung erstaunte und war vol Furcht und Zerstreuung. Aber bald redete er sie an: „Mesdames, und meine Herren, ich komme nicht, sie in ihrem Vergnügen zu stören, ich halte es für erlaubt; aber da sie Geld zum Tanze haben, so ist es unbillig, daß sie indessen so viel Arme Hunger und Kälte leiden lassen; ich komme, für diese Elenden eine Beihülfe unter ihnen zu samlen.„ Als der weise Mann dieses gesagt hatte, da beruhigten sich alle Damen wieder, und eröfneten willig ihre Börsen; jeder prieß den Bischof nicht nur wegen seiner wohlthätigen Gesinnung, sondern auch, weil er Klugheit und Mäßigung genug besaß, eine Art der Ergötzung, an welcher er wegen seines Standes nicht Theil nehmen konnte, nicht zu tadeln. —

Wenn es Pflicht ist, auch für den Körper, den sichtbaren Theil von uns Selbst zu sorgen, und ihm so viel Verschönerung

und Volkommenheit zu geben, als es ohne Verletzung höherer Verbindlichkeiten geschehen kan, wenn die Uebung des Tanzes ihm die Fertigkeit einer geschickten Stellung, und einer leichten Bewegung verschaft, und seine Glieder nicht nur gelenkiger und brauchbarer macht, sondern auch die Kunst lehrt, sich mit Anstand zu tragen; so ist schon, von dieser Seite betrachtet, der Tanz einer Empfehlung werth. Auch der Gesundheit ist der Tanz vortheilhaft, und wenn eine Bewegung heilsam ist, so ist es vornehmlich die nach dem Schal der Musik, weil sie alsdenn nicht blos mechanisch ist, sondern das fröhliche Herz an ihr zugleich Antheil hat. Sogar die nützliche Empfindung der Harmonie gewährt uns der Tanz. Welches Auge wird nicht durch eine regelmäßige, mit der Musik und den Tanzenden übereinstimmende Folge von Bewegungen ergötzt? Vornehmlich aber ist der Tanz geschickt, das Gemüth aufzuheitern, und der Seele eine gewisse Stärkung durch die Freude mitzutheilen.

12.

Aber wie viele giebt es nicht, die an den Winterergötzungen keinen Antheil haben? Und wie wenig wird die Menge unsrer Nebenmenschen geachtet, für welche diese Jahreszeit eine neue Quelle ihrer Leiden wird? Lasset uns einmal auf diese Elenden unsre Augen wenden; ihre Betrachtung wird hier vielleicht an der rechten Stelle stehen. Wer gerne den Winter von der Seite der Annehmlichkeit betrachtet, der muß auch gerne die besondern Pflichten betrachten, die er uns gegen unsre Brüder befiehlt. Ich wil iezt einmal mit den Herzen meiner Leser reden; und wenn sie mich jemals ihres Beifals gewürdiget, oder jemals einige Unterhaltung in diesen Betrachtungen gefunden haben, so bitte ich sie, mir iezt ihre Aufmerksamkeit nicht zu versagen. Sie sollen iezt keine Abschilderung der todten Natur sehen; nein, ich wil ihnen Bilder aus der menschlichen Geselschaft vorstellen, wovon

von wir alle wegen der Ungewißheit der menschlichen Schicksale leicht Kopien werden können, Bilder von unsern eigenen Brüdern, die unter der Strenge dieser Jahreszeit leiden, und die deswegen ein Recht an mich haben, in diesen Blättern dem Mitleiden empfohlen zu werden. Wenn diese Vorstellungen nur einigen Armen in dieser rauhen Jahreszeit eine Erleichterung ihres Elendes erwerben; so hat diese ganze Schrift Verdienst genug, und ich verlange nichts mehr für sie. Ein Fürsprecher der Nothleidenden und ein Ausleger ihrer geheimen Seufzer seyn, den Armen mit einem glücklichen Erfolg die Rauhigkeit der Jahreszeit, die sie gedoppelt fühlen, gemildert haben, und die Ursache sein, daß diesen Winter einige Thränen weniger fließen; dieser Ruhm und diese Zufriedenheit geht über alles, was ein Schriftsteller erlangen kan. Ja, diese süße Zufriedenheit hoffe ich zu erlangen, und sie mit allen meinen Lesern theilen zu können. Ich bin es,

der sie an das Elend ihrer Brüder erinnert, und sie sind es, die ihnen abhelfen müssen; aber sie sind es auch, die sich durch eine wirkliche Wohlthätigkeit in diesen Monaten eine höhere Zufriedenheit erwerben können. Wie viel kan ich nicht erwarten, da ich mich gerade an ihre Empfindungen wende, und mit ihnen die Sprache des Herzens rede? Auch dem übermüthigen Reichen, der unter seinem Ueberfluß vergißt, daß noch andere Menschen auf der Erde leben und der unter dem beständigen Lerm berauschender Gastmahle das furchtsame Klopfen des Armen vor seiner Thür nicht hört, jedem Unempfindlichen, dem dieses Blat vor Augen komt, müsse eine mitleidige Empfindung in die Brust zurückkehren, und kein Dürftiger müsse mehr eine vergebliche Bitte thun.

Wir dürfen diejenigen Menschen, für welche hier geredet wird, nicht erst in der Ferne suchen. Es sind die Armen eines jeden Orts, wo sich meine Leser aufhalten, die Armen, die sie täglich vor Augen haben,

und deren Leiden oft durch Alter und Krankheit vermehret wird. Wer kan sagen, daß er keine von seinen Nebenmenschen kenne, deren Mangel und Elend durch die Kälte und Unfruchtbarkeit dieser Jahreszeit vergrößert wird, und die deswegen ein besonderes Mitleiden und Beistand von ihm fordern? Wer kan sagen, daß nicht der Winter die Wohlthätigkeit gegen die Armen nothwendiger mache, da er ihre Bedürfnisse vermehret? Und erhalten nicht dadurch unsre Wohlthaten einen neuen Werth, wenn sie zu rechter Zeit, mitten unter den Bedürfnissen, ausgetheilet werden? Der Sommer und der Herbst haben uns die mannichfaltigen Früchte des Feldes und der Gärten gegeben, damit wir iezt, da die Natur ruhet, unsern Brüdern mit unserm Vorrath beistehen sollen. Je mehr sich die Rauhigkeit dieser Monate vermehret, desto williger solten wir sein, den Dürftigen durch die Mittheilung von dem Ueberflusse, den wir von dem Segen des Sommers gesamlet haben, zu erquicken. Ein

Ein jeder schaue also um sich her, und betrachte die Gegenstände des Mitleidens, die ihm am nächsten sind. So mancher Arme kriechet auf den Gassen, gedrückt von Hunger und Kälte, umher. So mancher Greis steht auf den öffentlichen Wegen, und wartet ganze Stunden lang unter der rauhen Luft, wider die er nur dürftig seine Blöße bedecken kan, auf die Barmherzigkeit der Vorübergehenden. So mancher Kranke liegt auf einem armseligen Lager, worauf er weder Nahrung noch Arzneimittel hat, in einer Hütte, die von Nordwinden durchstrichen, und von Regengüssen durchwässert wird. Sehet dort einen Alten auf seinem Stab gekrümt an den Häusern der reichen Stadt langsam dahin schleichen; seine Glieder sind von Krieg zerstümmelt, von Alter und Hunger entnervt, von Kälte erstarrt, und eine ganze Last des Elendes liegt auf ihm; seine Narben sind kaum mit einem zerrissenen Kittel bedeckt, und an seinen Wunden, die er unter der Verthei-

digung des Bürgers, der ihn iezt in seinem Jammer vergehen läßt, empfieng, empfindet er noch manchen schneidenden Schmerz; der wilde Sturm wühlet in seinem dünnen gebleichten Haar, und kaum kan er seinen Anfällen widerstehen; auf seinem eingefallenen Gesichte zeichnet sich der ganze Kummer seiner Seele, und Thränen zittern aus seinen beiden matten Augen hervor. Wer kan mehr als einen solchen Anblick nöthig haben, um ganz erweicht zu werden, und den Bitten des Elenden, dessen blosse Gestalt schon für ihn redet, mit Trost und Beistand zuvor zu kommen? Aber wenn der Arme sein zitterndes Haupt entblößt, wenn sein Mund sich eröfnet und er uns seine Noth in einer schwachen und furchtsamen Sprache klaget, wenn er jedes Wort mit Thränen begleitet und mehr durch sie, als er sagen kan, ausdrückt, wenn er seine kraftlosen Hände gegen uns ausstrecket, sie bald über dem Kopfe ringet, bald zum Himmel hinauf faltet, dann zu einem beredten

Stil-

Stilschweigen verstummet und sein Flehen mit nassen Blicken, womit er uns anstarrt, rührender fortsetzt; welches menschliche Herz solte dann nicht in lauter Wehmuth zerfließen und den Augenblick ergreifen, um ihn seinem Elende zu entreißen?

Die Natur scheint im Winter mehr für die Bedürfnisse der Thiere, als der Menschen gesorgt zu haben. Sie hat ihnen Kleider von Pelz und Wolle angelegt, unter welchen sie alle Ungemächlichkeiten der Jahreszeit aushalten können. Sie hat ihnen bequeme Wohnungen angewiesen, oder ihnen in wärmeren Gegenden einen Aufenthalt bereitet. Aber der Mensch, der Liebling des Schöpfers und der Eigenthümer der Vernunft, gehet entblößt unter seinen Brüdern umher, ist allen Anfällen der Luft, dem Regen, den Winden, und der Kälte ausgesetzt, und hat keinen andern Schutz wider die rauhe Jahreszeit, als das Mitleiden anderer. Was kan die Vorsehung bei dieser Einrichtung für eine andere

Absicht haben, als euch, ihr glücklichen Menschen, durch solche rührende Schauspiele zum Wohlthun aufzufordern? Nehmet euch also eures eigenen Geschlechtes an, und lasset nicht länger eure Brüder elender als die Thiere sein. Euch komt es zu, ihren Zustand zu verbessern; die Vorsehung selbst läßt euch an dieser Ehre Theil nehmen. Erkennet euren rühmlichen Beruf, den Armen zu speisen, zu kleiden, zu erwärmen, und zu trösten, ihn dem Kummer, der Krankheit und dem Tode zu entreißen. Gebt ihm von eurem Ueberfluß oder von eurem mäßigen Vermögen. Bedenket, daß man niemals so arm sei, um nicht wohlthun zu können, und fühlet das süßeste Vergnügen eines edeln Herzens, die Bedürfnisse eurer Brüder gestilt, und ihnen die Rauhigkeit des Winters, und die Beschwerden des Lebens gemindert zu haben. Wer mag sich noch die Beruhigung und die Wollust, das Leiden eines Menschen getilgt zu haben, diese süße Wollust, die über alle

Er=

Ergötzungen der Welt geht, versagen? Und wie leicht können wir sie uns nicht erwerben? Eine geringe Abkürzung von unserm Aufwande in Kleidungen und Gastmahlen, eine kleine Einschränkung unsers Vergnügens ist schon dazu hinlänglich.

Allein wie viel giebt nicht Diomed seinen Begierden, das zwanzig Arme, wenn er es ihnen gäbe, glücklich machen könte! Sein Haus ist ein stets offener Tempel der Freude; aber nur für die, die wie er reich sind. Unterdessen daß eine geschäftige Menge die Vortheile seines Handels besorget, so ist er von Freunden, von Wein und Getümmel umgeben, und ein kostbares Gastmahl verdränget das andere. In seinem marmornen Pallaste, der von Pracht und Glanz schimmert, ertönt zweimal die Woche ein schönes Concert, und eben so oft versammelt sich der vornehme Theil der Stadt bei ihm zum Bal, und die übrigen Tage sind dem Schmauß und Spiel gewidmet. So verfliegt ihm der Winter unter beständigen

digen Abwechselungen der Ergößung. Nie vergeht ein Tag, an welchem nicht sein geplagter Koch neue Speisen erfinden müsse, und nie gehen ihm die reichen Fässer ausländischer Weine aus. Seine Gattin borgt ihm den ganzen Witz, der ihrem Geschlechte eigen ist, um seinen wollüstigen Geschmack zu nähren und seinem Hause einen fürstlichen Glanz zu geben. Diomed wird überal bewundert, die ganze Stadt redet von ihm, und in allen Geselschaften wird seine Freigebigkeit und Großmuth gerühmt. Und warum solte er keinen großen Aufwand machen, da er reich genug ist, um nicht so bald darben zu können? Aber man frage die Armen, wie viel Gutes sie von ihm bekommen; wo bleibt denn der Ruhm des Diomed? Er ist freigebig, und selbst verschwenderisch; aber gegen keinen, der dürftig ist. Nur seine Freunde, die Stand und Vermögen mit ihm verbindet, geniessen seinen Reichthum, unterdessen daß hundert Arme, die er durch einen geringen

Theil seines Ueberflusses und von dem, was er nicht genießen kan, ernähren könte, in der Kälte leiden und im Hunger verschmachten. Er wird bald zum Mitleiden erweicht, wenn er Elende sieht; aber er scheuet, um sich die Empfindung zu ersparen, ihren Anblick und läßt sie nicht vor sich kommen. Sie winseln vor seiner Küche, die von einer ungeheuren Menge von Speisen dampft; man versagt ihnen den Zutrit zur Wärme, und wenn man gegen sie barmherzig ist, so wird ein Stück hartgefrornes Brod ihr Loos, mit dem stürmischen Befehl, damit wegzugehen. Mit stummen Thränen sieht der Arme die unmenschliche Gabe an, schleicht gebückt davon, nimt sein altes Elend und neuen Kummer mit sich fort, seufzet in seinem Winkel auf dem Stroh und stirbt. O! möchten Sie seine letzten Seufzer hören, Diomed, und alle die geheimen Vorwürfe, die sie Ihrem Herzen machen. Warum sind Sie anders reich, als für die, die es nicht sind? Und

giebt

giebt das Vermögen einen andern Vorzug, als den Vorzug einer größern Wohlthätigkeit? Nur die nützliche Verwendung des Reichthums macht das Verdienst ihres Besitzers; und was ist Ihr großer Name, wenn bei den Lobsprüchen der ganzen Stadt der Arme über Sie seufzen muß?

So sieht Andor, dem immer die volle Börse klingt und um dessen Leib das vergoldete Kleid glänzt, auf den öffentlichen Spatziergängen, wo er sich der Bewunderung ausstellet, einen Armen, den die Noth und der Schimmer seines Kleides herbeilockt, an sich heranschleichen. Je näher er ihn kommen sieht, destomehr erhebt er seine stolze Stirne. Furchtsam fängt der Elende an, ihn um eine Gabe zu bitten, und kaum kan sein Mund, vom Frost erstart, einige zitternd abgebrochene Worte hervorbringen; aber je weniger er sagt, desto mehr redet sein demüthiges klägliches Ansehen, sein abgehärmtes Gesicht, sein unbedeckter Leib, seine gelähmten Glieder,

und

und die Strenge der Witterung für ihn. Allein Andor verfolgt mit einer Seele, die keiner Rührung fähig ist, so ruhig, wie vorher, seinen Weg, unterdessen daß der Arme mit einem ohnmächtigen Jammer hinter ihm herkeicht, und vergebens den Himmel zum Zeugen anruft, daß er ohne seinen Beistand vergehen müsse.

Solte man wohl glauben, daß diese Gemählde in der That ihre Urbilder haben? O! Menschlichkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit, wo seid ihr denn? Wo sol euch der Arme und Elende finden? Wenn ihr nicht unter den Menschen seid, in welchem Winkel der Natur sol er euch denn suchen?

13.

Wenn sich die Welt im starren Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wenn das erschöpfte Feld nun ruht für seine Gaben,
Und ein crystalner Dam der Flüsse Lauf versteckt;
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichtendampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süße Ruh die Müh, die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen.

v. Haller.

Rings umher liegen nun die Dörfer in einer tiefen Stille und in einer friedsamen

Einsamkeit, bedeckt mit der algemeinen Weisse des Schnees, aus welcher die Wände der Hütten sich braun unterscheiden; mit der feuchten Last beladen stehen die erstorbnen Fruchtbäume und Wälder umher, und indem die Sonne aus dem blauen Gewölbe des Himmels die blendende Gegend beleuchtet, so zeichnen sich hin und wieder sichtbarere Schatten auf dem weissen Boden ab; aus einander zerstreut ruhen die kleinen Wohnungen, halb im Schnee vergraben, und behangen mit Eiszapfen, an welchen die Natur ihre Kunst in mannichfaltigen Bildungen verwandt; und in manchen Wirbel gedreht und dann vom Sturm verjagt, wallet ein dunkler Rauch von den Dächern empor. Da schleicht nun am Abend durch den verschneiten Weg der Landman oft zu der Hütte des redlichen Nachbarn hin, und setzt sich bei ihm an den hellodernden Heerd zum nützlichen Gespräche, das unterhaltender, als das leere Geplauder einer ganzen Stutzerversamlung, ist, und von unge-

künstelter Freundschaft und edlen Gesinnungen überfließt. Keine eifersüchtige Eitelkeit, kein verleumderischer Witz mischt sich in ihren Umgang und in ihre Unterredungen; Aufrichtigkeit und eine schöne Einfalt der Sitten, von der stolzen Stadt verkant, beherschen ihre Zusammenkunft. In einer glücklichen Zufriedenheit, von keiner Ehrsucht, vor keiner Furcht vor Räubern, von keiner Sorge der Nahrung gestört, sitzen sie neben einander, und ihr Vergnügen ist ein Vergnügen des Herzens, und nicht blos der Miene. Bald unterreden sie sich von dem Einfluß der Witterung in ihre Hofnungen, von dem Wohlstande ihrer Heerden, von den Schätzen ihrer Scheunen, und von ihren Bäumen und Feldern, rechnen, was sie gethan haben, und vergessen nicht, was sie noch zu thun haben, prüfen Vorschäge zur Verbesserung des Landbaues, billigen, verwerfen, sinnen auf neue, oder erzählen einander die Stärke ihrer Stiere und den treuen Fleiß ihrer Knechte. Der gesunde

nützliche Verstand in der Hütte, so klein er auch scheint, wie weit übertrift er nicht oft den blendenden Witz im Pallast. Bald komt das ländliche Gespräch auf die Geschichten des Dorfes und der Nachbarschaft, auf die Jagden des Junkers und seine Besuche, die er aus der Stadt empfängt. Indessen, daß oft ein ungesuchter Scherz mit einfließt und ein stärkender Trunk ihre Munterkeit belebt, so versamlet sich die ganze Familie, die vom Markte zurückkomt, drängend um das wärmende Feuer. Jürge fängt an neue Wunder zu erzählen, die er den Tag gesehen, vom tanzenden Bär, vom lustig springenden Affen, vom künstlichen Leierman, vom gelehrten Wurmdoctor, worüber sich die Leute fast die Seele aus dem Leibe gelacht hätten. Alle wiederholen, was er sagt; aus allen bricht die Geschichte und ein langes lautes Gelächter vom neuen hervor; erstaunend und mit aufgespertem Munde sitzt der unerfahrne Knabe, gaft unverrückt die Erzählenden an, und brent

vor Ungeduld, auch die lustige Stadt zu sehen. Sind die merkwürdigen Begebenheiten des Tages erzählt, so begint eine Alte ihre Gespenstermährchen, versichert ihre Wahrheit, und nent die Augenzeugen. Jeder, der zuhört, glaubt auch; und ein Schauder beschleicht alle Herzen. Bald aber vertreibt ein junger Liebhaber die thörichte Furcht durch ein herzliches Geschäcker mit seinem Mädchen, und raubt ihr, indem sie sich vorsichtig nach der Mutter umsieht, einen Kuß; es erschrickt, wie es Mädchen geziemt, wird roth, und zürnt und ist wieder gut; dann erneuert sich das verliebte Geplauder, oft vermischt mit Vorwürfen über Untreue, die sie einander schalkhaft machen, und feierlich beschlossen mit Versprechungen und guten Wünschen. Oder der Verliebte verläßt am Abend die väterliche Hütte, um seine Braut in einem entlegenen Dorfe zu besuchen. Er ist müde vom Holzfällen, der Weg ist weit, und verschneit, und der Mond verbirgt seine

Fackel

Fackel hinter dicken Schneewolken. Indessen schleicht er fort, wohin ihn die Liebe führt, achtet nicht die Dunkelheit, nicht die Kälte, nicht die Gefahr; von der zärtlichen Sehnsucht geleitet findet er nach einem mühsamen Umherirren die Wohnung seiner Geliebten; mit einem erfreuenden Scheine schimmerte ihm schon von Ferne die Lampe in die Augen, und die bekante Stimme ihres Hundes, der immer heller anschlägt, meldet ihm, daß er nicht mehr weit von ihr ist. Nun trit er zu ihr herein, und Verwunderung und Freude und ein herzliches Händedrücken empfangen ihn; und indem sie ihn bald wegen seiner Liebe rühmt, bald wegen seines Weges bedauert, und hundert Fragen an ihn thut, so führt sie ihn hüpfend zur Wärme, erquickt ihn mit süßen Früchten und noch süßern Gesprächen. O, Liebe, Ueberwinderin aller Gefahren und Ungemächlichkeiten, wie manchen Zärtlichen verfließt nicht vielleicht unter deinen sanften Einflüssen diese Jahreszeit,

ohne daß sie die Rauhigkeit, die ihr eigen ist, empfinden? Oft aber versamlet auch der Winter das Dorf zum Tanz, den nicht die Kunst, sondern die Fröhlichkeit anordnet; dann die Zusammenkunft der starken Jugend und darunter manches blühende Landmädchen, der gesunde Schmaus, die bäurische Geige mit dem rauhtönenden Waldhorn, der lustige Sprung von der Natur gelehrt, und das wilde Gestampfe auf der wiederhallenden Diele, das untermischte einfältige Geschäcker, das jauchzende Gelächter mit dem Händeklatschen begleitet, und der frohe Beifal der zuschauenden Alten, die zur Lust ermuntern, die sie selbst nicht mehr genießen können. Genießet, ihr guten Landleute, die Ergötzungen, die euch Stand und Sitten verstatten, die ihr durch strenge Arbeitsamkeit verdient habt, und die durch Einfalt schmackhaft sind.

Allein wie manche Landhütte, dessen geplagte Einwohner die Gegend umher zu einem fruchtbaren Paradiese bebaueten,

wird nicht itzt von Mangel und Noth gedrückt? Wie mancher Bauer hat für den Reichthum der Früchte, die er der Erde abzwang, für alle Arbeiten, womit er den Frühling und Sommer hindurch strit, kaum im Winter etwas Holz wider die Kälte, kaum ein hartes Brod wider den Hunger? Wer kan dieses denken, ohne eine mitleidige Bewegung in der Brust zu fühlen? Gehört denn der Unschuld Plage, dem Fleiße Mangel, und der Mühe Thränen? Solte nicht das Feld den, der es bauet, zuerst ernähren, und der, dessen unaufhörlicher Arbeitsamkeit wir es zu danken haben, daß wir im Winter Unterhalt und Wärme haben, der für uns den Mangel und die Rauhigkeit dieser Jahreszeit mindert, solte der nicht eine vorzügliche Erquickung und Belohnung genießen? Und doch ist er oft am meisten mit Armuth und Elend überhäuft. Die Natur hatte allen Menschen die Freiheit und dem Fleiße den Genuß des Erworbenen bestimt; aber die Begierde nach Her-

 schaft

schaft und Ueberfluß und das tyrannische Eigenthumsrecht hat ihre gütigen Anordnungen zernichtet, und Menschen haben Menschen zu Sclaven gemacht, um ihren Leidenschaften ein unmenschliches Opfer zu bringen. Der Mächtige verschwelget, was der Schwächere für sich errang; die Arbeit eines ganzen Dorfes wird in einem Tage in einem Gastmahle verschwendet; und die Tyrannei, die es einer Menge geplagter Menschen zur harten Pflicht macht, zu erwerben, macht es ihr auch zum Verbrechen, zu genießen. Wann werden die kleinen Tyrannen auf dem Lande, die sich Fürsten zu sein dünken, und keinen Fürsten zu dienen fähig sind, sich einmal erinnern, daß ihre geplagten Unterthanen nicht nur ihrer Natur und ihren wesentlichen Bestimmungen nach das sind, was sie selbst sind, sondern auch, was sie selbst nicht sind, würdige Menschen, und nützliche Glieder in der großen Kette der Welt?

14.

Unterdessen, daß ein Theil der Menschen Ergötzungen des Winters genießt, und ein anderer seine Beschwerlichkeiten fühlet, so wälzt sich diese Jahreszeit auf der Bahn ihrer rauhen Monate, bald unter Schneegestöber, Regengüssen, Stürmen und Finsternissen, bald unter hellen Tagen, von der Klarheit des Himmels und der Heiterkeit der weissen Erde verschönert, immer weiter fort. Aber kaum erheitert oft ein blendender Schnee die Natur, so vertilgt ihn ein wildes Regenwetter wieder; die ganze Oberfläche der Erde kleidet sich in dunkle Farben, und alle Gegenstände nehmen ein trauriges und ernsthaftes Ansehen an. Dann entfliehet der Frost mit allen seinen künstlichen Gestalten, die er gebildet hatte. Der harte Erdboden wird wieder aufgelöset und eine weiche Masse, in welcher der beladene Wagen versinkt. Die Flüsse schlagen wieder Wellen an schwellende

Ufer, und ein giftiger Nebel steigt aus den eröfneten Wassern empor. Die Wälder liegen, wie eine schwarze Einöde, vor dem Auge da, und die weite Aussicht wird von Wolken gespert, die mit einem Meere von Regen geschwängert sind. Der Himmel ist mit einer ewigen Dämmerung umzogen, und kein Blick der Sonne dringt durch die dunkeln Vorhänge zur trostlosen Erde herab; traurig schleichen die Tage, den Nächten ähnlich, vom Morgen zum Abend hinunter, und das schwache Licht, das sie noch haben, gleicht dem matten Scheine der Lampen, die die Andacht in Gräbern anzündet. Alles ist umher todt und öde, so öde, als wenn eine Pest den Städten und Dörfern ihre Einwohner geraubt hätte; keiner wagt sich aus seiner Wohnung in den Platzregen, der unerschöpflich aus der dicken Luft herunterbrauset, und alle Gassen überschwemmet. Das Ohr wird unaufhörlich von dem wilden Geplätscher ermüdet, und von dem Geheule der Sturmwinde, in welches

sich

sich oft das jammernde Gebrül der Heerden in den Ställen, die Futter fodern, und das Gekrächse der umherschwärmenden Raben mischet, die keinen Schutzort wider das grausame Wetter finden können. Die Thüren krachen, die Fenster beben, ein dunkles Gemurmel reget sich in allen Winkeln des Zimmers, und Schauder und Melancholie bemächtiget sich der Herzen der Menschen.

Unter dieser Dunkelheit der kurzen Tage und unter dieser Unfreundlichkeit der Witterung sitzt Arist in seiner einsamen Wohnung auf dem Lande, und die Melancholie des Himmels führt seine Seele zu ernsthaften Betrachtungen des Lebens hin. Er kent die Scenen der Welt; aber sein langer Umgang mit ihr hat ihn mehr mit ihrer schlimmen als guten Seite bekant gemacht. Der Betrug, die Falschheit, die Nachstellung, die sich in tausend Gestalten kleiden, haben ihm eine Abneigung gegen die Welt, und eine Liebe zur einsiedlerischen Entfernung

almählig eingepflanzt. Er findet in der Einsamkeit ein Vergnügen und eine Ruhe, die er in Ehrenstellen und in der Bekantschaft mit der großen Welt nicht fand. Verborgen lebt er in einer prachtlosen Wohnung, und in einer Gegend, die ihn von allen Besuchen entfernt, allein bei seinen Büchern, den treuen Tröstern im Unglück; aber er fühlt nicht ihren mächtigen Zuspruch. Die einsiedlerische Lage seiner Wohnung, die Abwesenheit seiner Nebenmenschen, die erstorbene Natur um ihn her, die Dämmerung und Rauhigkeit der regenvollen Tage, dies alles vermehret seine Melancholie, und wird eine neue Nahrung für seinen Kummer. Um ihn herscht der Winter mit lauter Finsterniß und Schauer, und was der Winter nicht hat, das giebt ihm seine Einbildungskraft. So traurig für die Sinnen die Witterung ist, so traurig ist für ihn die ganze Welt; er sieht sie mit immer trüben Blicken an, und sie hat nichts, was ihn aufheitern könte. Was ist hier, klagt er, indem er

die

die zerrunzelte Stirne mit der Hand stützet und lauter Nacht in seinen Augen sammelt, was ist hier, das meine Wünsche an sich ziehen, und mir noch eine Neigung zu der Welt einflößen solte? Ist nicht der Mensch zur Widerwärtigkeit gebohren, und die Welt ein weiter Schauplatz der vergeblichen Mühe und des Elendes? Die Arbeit ist für den Redlichen, und der Genuß für den Bösewicht; die Unschuld verschmachtet in Armut, und Glück und Reichthum sind in den Händen des Lasters. Eifersucht und Bosheit schwärzen die Absichten des Rechtschaffnen an, und die Nattern der Verläumdung ruhen nicht eher, als bis sie das Verdienst in den Staub gerissen haben. Betrug macht in Städten, und Schmeichelei an Höfen glücklich. Die Ehrenstellen werden den Meistbietenden übergeben, und alle bekommen Aemter, nur der nicht, der es verdienet. Und was kan das Leben anders, als eine Kette der Unruhe, des Kummers, und der Traurigkeit sein? Unaufhörlich wird

der Geist durch Entwürfe und Arbeiten zerstreuet, und das Herz ist ein Schauplaz, wo die Leidenschaften immer kämpfen, wo niemals Friede, noch ein Stilstand des Streites ist, wo bald die Hofnung von der Furcht, bald die Furcht von der Betrübniß, und die Betrübniß von Angst und Verzweiflung besieget wird. Nur zur Qual lebet der Mensch; Armut und Hunger und Hülflosigkeit ist sein Looß, wenn er auf die Welt trit, Schweiß und Thränen, wenn er auf ihr seine Rolle zu spielen anfängt, und Todesangst, wenn er sie verläßt.

So klagt der melancholische Arist den melancholischen Wintertag bis an den Abend hinab, wo die angezündete Lampe einen bleichen Schimmer um seine thränenden Augen her verbreitet, und seine Seele mit der Nacht immer finsterer wird. Sollen wir mit ihm klagen, oder ihn nur bedauren? Fast immer sind unsre Vorstellungen von den Widerwärtigkeiten, die uns begegnen, zu lebhaft, und fast niemals ist

das

das Unglück wirklich so groß, als der, welcher es leidet, sich einbildet. Das Uebel stößt zu nahe an unsre Empfindungen, unsre Furcht wird durch die Selbstliebe, oft auch durch unsre Weichlichkeit, zu sehr vermehrt, und die Leidenschaften übertäuben den Verstand zu schnel, als daß er fähig wäre, ein richtiges Urtheil zu entwerfen. Weil wir uns lieben, so glauben wir immer, daß wir zu viel leiden; und oft ist es unser Stolz, der unsre Leiden in unsern Augen vergrößert, weil wir uns durch die Art, womit wir sie ertragen, einen Ruhm erwerben wollen. Und wie die gegenwärtige Empfindung unsre Uebel größer macht, als sie sind, so kan es auch der Verdruß und die Melancholie thun, die uns oft übrig bleiben, wenn auch die Uebel schon überstanden sind. Wir machen uns selbst zu sehr zum Mittelpunkt in der Welt, als daß wir nicht gegen alles, was uns unangenehme Empfindungen verursachte, einen Abscheu behalten solten. Wir bleiben mehr bei dem

Schmerz

Schmerz und den sinlichen Eindrücken stehen, die uns die Vorfälle des Lebens machen, als daß wir einen Blick auf ihre Nothwendigkeit und ihre höhern Vortheile werfen solten; und wir fangen an uns zu überreden, daß nicht nur das, wobei wir gelitten haben, sondern auch das, wobei wir leiden können, unsre Volkommenheit zerstöre, weil es unser Vergnügen unterbricht. Aus mehr als einem Fehler der Seele entspringt es, wenn der Mensch allein nur die widrige Seite der Welt, oder sie zu lebhaft betrachtet; und man kan, so bald man die Quelle nicht weiß, auch nicht sicher genug bestimmen, ob eine solche Gemüthsbeschaffenheit Mitleiden oder Tadel verdiene.

Es ist wahr, das Leben hat tausend Widerwärtigkeiten, die sowohl aus den Mängeln und Einschränkungen unsrer eigenen Natur, als auch aus unsern Fehlern, aus den Eigenschaften der Menschen, mit welchen wir leben, und oft wider unsre

Klugheit und Macht aus den zufälligen Begebenheiten in der Welt entspringen. Aber die Widerwärtigkeiten sind gegen die Vortheile des Lebens sehr geringe; sie sind dabey verborgene Wohlthaten, wenn wir sie nach der Vorschrift der Weisheit recht anzuwenden wissen; sie sind leicht, wenn wir sie mit Standhaftigkeit ertragen. Die Uebel, womit unsre Tage durchflochten sind, sind weniger ihrer eigenen Natur nach Uebel, als deswegen, weil wir nicht Muth genug haben, sie zu erdulden. Kein Unglück ist größer, als dieses, daß man kein Unglück zu ertragen weiß. Was sind wir, wenn wir nicht zu leiden wissen? Und ist es Weisheit, darum unsern Zustand anzuklagen, weil er so ist, wie er sein muß? Die Widerwärtigkeiten gehören mit in den algemeinen Zusammenhang der Dinge; sie sind ein Theil von dem Plane, den die ewige Weisheit, noch ehe Geschöpfe waren, schon zu ihrem Wohl entwarf. Betrachtet das Uebel, worüber ihr klagt; was ist es oft

anders, als eine nothwendige Folge eures Verhaltens? Und sol die Vorsehung durch ein Wunder verhüten, daß der Wollüstige nicht seine Tage verkürze, und der Verschwender nicht zulezt in Mangel falle? Haben wir uns nicht oft selbst den Feind gemacht, der unsre Entwürfe vereitelt? Was ist der Schaden, den ein Gewitter unsern Feldern zufügt? Ist es nicht eine Wirkung einer Luftbegebenheit, die nach nothwendigen Gesetzen erfolgte, und die für das Ganze heilsam ist, wenn auch darunter ein kleiner Theil leiden solte? Was ist die Krankheit, wenn sie auch keine Folge des Lasters ist? Ein Loos, dem wir nicht entgehen können, so lange wir das bleiben, was wir sind, schwache und eingeschränkte Geschöpfe, deren Kräfte von der Zeit aufgerieben werden, die nicht zu einer ewigen Dauer gebauet sind. Was ist der Schmerz? Eine unangenehme Empfindung, die wir uns selbst die meiste Zeit vergrößern, die nie mit gleicher Heftigkeit anhält, die uns verläßt, oder

die

die wir verlassen. Was ist unser Kummer und unsre Betrübniß? Sehr oft weiter nichts, als Eigensin und Stolz, die sich hinter einem falschen Namen verbergen. Die Thränen, die wir bei einer Widerwärtigkeit vergießen, klagen oft nur unsre Eitelkeit und unmäßige Liebe zu den Vortheilen des Lebens, unsre Habsucht und unsern Ehrgeiz an. Wer zu sehr sich über den Verlust eines Gutes grämt, beweist der nicht, daß er es zu hoch geschätzt hat? Seufzt nicht oft der, der seine Ehrenstelle verlor, nur darum, weil sein Ehrgeitz beleidigt worden? Leiden nicht die meisten Menschen mehr wegen ihrer Neigungen, die ein Uebel angreift, als wegen der Verringerung einer Volkommenheit, die es ihnen zugezogen hätte? Und war der, der sich untröstbar über den Verlust eines Gutes betrübte, wohl werth, es zu besitzen? Gewiß ist es, daß der Mensch sich selbst das größte Uebel ist, und daß er es mehr seiner Weichlichkeit, seiner Muthlosigkeit, und seinen verwöhnten Neigun-

 gen,

gen, als den widrigen Zufällen des Lebens selbst, zuschreiben muß, wenn ihm diese unerträglich werden.

Die Widerwärtigkeiten nehmen nur eine kurze Spanne des Lebens ein, und wenn sie über die Kräfte unsers Muthes und unsrer Standhaftigkeit sich zu erheben scheinen, so ist es ein Beweis, daß sie sich ihrem Ende nähern, weil die Uebel ihre Gränzen haben. Aber sei nicht so blödsichtig, und schränke deine Aussicht nicht so sehr ein; der Thor sieht nur das, was nahe vor ihm ist, und nur die gegenwärtige Empfindung, die ihn beherscht, bestimt ihn auch. Der Weise öfnet sich durch die Dunkelheit seiner Tage eine helle Durchsicht, und durch das, was er in der Ferne erblickt, heitert er sich den finstern Weg auf, auf welchem er wandert. Wozu haben wir das scharfsichtige Auge der Vernunft empfangen, wenn wir nicht damit in die Zukunft hinaus blicken wollen? Mit einer Seele, die Muth hat, und mit einem Geiste, der aus dem engen Bezirke

des Gegenwärtigen einen freien Blick in das Zukünftige hinaus werfen kan, läßt es sich ruhig durch die dunklen Labyrinthe des Lebens hindurchschleichen; und der Sturm wüte lange, und lange bedecke die Finsterniß unsern Pfad, so kommen wir doch alle zu der Heimath der Ruhe und des Lichts.

15.

Jeder Erdstrich hat Spuren einer weisen Vorsehung, und der Mangel an einem Gute wird durch die Gegenwart eines andern wieder ersetzt. Nirgends hat die Natur dem Menschen eine gerechte Ursache zum Mißvergnügen übrig lassen wollen; ihre Vorsorge für seine Zufriedenheit ist so ausgebreitet, daß kein endliches Auge sie übersehen kan. Alle Gegenden der Erde sind vol von ihrer Güte, und keines unter den Millionen ihrer Geschöpfe ist von ihrer zärtlichen Sorgfalt vergessen. Hier wohnt ein Geschlecht unter einem milden Himmelsstrich; ein anderes wird von einer langen Kälte und Rauhigkeit gedrückt, und doch kan dieses eben so glücklich und zufrieden, als jenes, sein. Verschieden sind die äußern Vortheile des Lebens vertheilt; aber nirgends fehlen sie ganz, und nirgend sind die Klagen des Menschen unbilliger, als wenn er sie wider die Vorsehung ausschüttet,

tet, sie einer Unachtsamkeit oder Partheilichkeit in ihrer Regierung, in der Einrichtung der Natur, und in der Verlegung des menschlichen Geschlechts in unterschiedene Erdstriche beschuldigt. Wir haben ein gemäßigtes Klima, worin die Kälte weder lange, noch heftig anhält; und wir beschweren uns noch über sie, selbst bei dem Reichthum der Mittel, den uns unsre Heerden und Wälder und Künste wider sie geben. Wir sehen nicht auf das, was wir haben, sondern nur auf das, was andere haben, die wir für glücklicher als uns halten, und wir werfen keinen Blick auf die, die weniger als wir haben. Anstat daß wir aus dem, was wir besitzen, und so viele unsrer Nebenmenschen entbehren, unsre Genügsamkeit und Ruhe unterhalten solten, so verführet uns unsre Eigenliebe zum Neide und zu allen den bittern Empfindungen, die ihn begleiten; und indem wir vergebens nach einem abwesenden Vortheil schmachten,

so vergessen wir den Genuß des Gegenwärtigen, und Unruhe und Verdrus nimt die Seele ein, worin Stille und Vergnügen wohnen könten. Was ist unser Winter, wenn wir ihn mit dem Winter der entfernten Länder in Norden vergleichen? Nur den Blick etwas weiter geworfen; so werden wir sehen, daß unsre Jahrszeit einem gelinden Herbst gleicht, wenn wir ihn gegen die kalten Zonen halten, wo der Winter die Erde in eine schreckliche Wüstenei verwandelt, und sein fürchterliches Gebiet viele Monate lang von einem erfrornen Meere zum andern ausbreitet.

Wendet eure Augen nach dem mit dem Nordpol benachbarten Gegenden, worin alles Leben immer weiter verschwindet, und der Tod der Natur über unermeßliche Wüsten ausgebreitet liegt. Da thürmen sich weisse Berge an einander, schwellen mit jeder schrecklichen Nacht, und berühren immer steigend die Wolken, den Geburtsort des Schnees. An den Küsten des Meeres

stehen

stehen Eisberge auf Eisberge, wie silberne Pfeiler, unförmlich gesetzt, und werfen von Ferne in das erstaunende Auge einen fürchterlichen Schimmer. Der gesamlete Winter von Jahrhunderten wird durch jedes neue Jahr vermehrt, und die wachsende Masse scheint den Himmel zu stützen. Die verwölkte Sonne wirft keinen fühlbaren Strahl, oder ein flüchtiger Blick spielt auf das Eis hin, macht es einige Minuten schimmern, und verschwindet wieder in die alte Nacht. Eine sich noch hebende Welle starrt an der andern, bis das weite Meer eine bleiche aufgeworfene Wüste wird, wo keine Spur eines lebenden Geschöpfes gefunden wird, wo eine schreckliche Stille herscht, nur unterbrochen von dem Geheul der Winde, oder dem dumpfen Gemurmel des verschlossenen Wassers, oder dem ängstlichen Krachen des einreißenden Eises: eine gräßliche Scene, noch fürchterlicher durch die lange Finsterniß, die vom kalten Himmel herabhängt, und durch den Nebel, der

Luft verdickt. Da hat die Natur dem küh-nen Menschen den Weg zu andern Gegen-den mit ewigen Riegeln verschlossen; nicht Mauern, sondern eiserne Bolwerke von Eis, die sie mit mächtiger Hand aufwarf, bewahren die Gränzen, über welche kein sterblicher Fuß kommen solte. Nichts er-blickt das Auge weit um sich her, als un-geheure Einöden tief im Schnee vergraben, Felsen mit Eis überzogen, und einsame Wälder von Raubthieren bewohnt, deren Gebrül die leere Wüste durchschalt. Furcht-sam verbirgt sich manche Familie von Hir-schen in Höhlen von Schnee, zum Erwär-men an einander gedrängt, schlummert und schüttelt, wenn sie erwacht, die neu gefalle-nen Flocken von dem zackigten Geweihe ab; oft aber schreckt ein blutdürstiges Gebrül die fromme Heerde aus ihrer Ruhe, oder der zottige Bär, vor Hunger zum Raube er-grimt und überal mit Glateis behangen, überfält sie in ihrem Lager, röthet seinen grausamen Rachen mit dem Blute der wehr-

losen Thiere, und zerstreut weit um sich her auf dem Schnee das rauchende Fleisch der Zerrissenen. Da ist das Vaterland des Grauens und Schreckens; ein alles bezwingender Frost, und Finsterniß beherscht den größten Theil des traurigen Jahres, und unsre Natur ist verwildert zur Aehnlichkeit mit den Thieren erniedriget.

Ihr, die ihr in unsern Gegenden über die Rauhigkeit des Himmels klagt, was würdet ihr sagen, wenn ihr in dieser Wüste, umringt von einem schrecklichen Winter, leben soltet? Wenn ihr euch schon über den gelinden Himmelsstrich, worunter ihr wohnt, beschweret, so lernt erst das Schicksal anderer Menschen kennen, vergleichet und urtheilet, ehe ihr zu klagen anfangt.

Betrachtet das Leben, das itzt der Lappe führt. Um ihn her thürmen sich Berge den Wolken entgegen, schwer beladen mit Eis und Schnee, den selbst kein Sommer verzehrt; und wo diese fehlen, da erstrecken sich meilenlange Moräste und Sümpfe, die

hin

hin und wieder mit verdorreten Birken und Weiden wild durchwachsen sind, oder dürre Sandfelder mit Moos und labyrinthischen Gesträuchen bedeckt. Ein tiefer, von der Kälte verhärteter Schnee vergräbt Thäler und Hügel; der rauhe Winter füllet die meisten Monate des Jahres; lang sind die Nächte, und die Tage haben nur eine schwache Dämmerung. Die Sonne ist ein Fremdling, den der Lappe nur selten erblickt; und die Finsterniß vermehrt die Wildniß der Natur, die um ihn her ausgebreitet ist. Da erscheint das menschliche Geschlecht in seiner rohesten Gestalt, verschlummert die finstern Tage, oder liegt bei der melancholischen Dunkelheit am trüben Feuer, von dürren Fichten angezündet, ohne Freude, und fast ohne Leben. In wilden Häuten verhült verbergen sich die Lappen vor der Wuth des Winters in ihren Zelten, die sie an jedem Orte aufschlagen können, indem sie Stangen in der Runde gegen einander aufrichten, unten weit und

oben

oben zugespitzt, und diese mit groben Tuch oder Fichtenästen bedecken. In der Mitte des Zeltes ist die Feuerstätte mit Steinen umfaßt, und der Rauch zieht durch ein offen gelassenes Loch hinaus, das zugleich anstat des Fensters dienet; aus welchem ein Paar eiserne Ketten mit Kesseln herab hangen, worin das Essen gekocht, oder das Eis zum Trinken geschmolzen wird; inwendig sind an den Wänden Pelze ausgebreitet, die den Winden den Zugang verwehren, und an den Seiten herum sind Renthierhäute gelegt, auf welchen die Lappen in der Runde herum liegen; um das Zelt her sind Speisekammern auf erhöheten Pfosten gebauet, daß kein Thier hinzu kommen kan. In solchen Wohnungen vertrauren sie die dunkeln Wintertage, leben sechs Monate lang in einer beständigen Nacht, hören um ihre Zelten her nichts als die Klagen der Winde und das Geheul der Wölfe, die nach dem Raube umherziehen. Verbreitet der Morgen eine bleiche Däm-

merung über die weisse Wüste, so bewafnet sich oft der Lappe zur Jagd und holt sich die Nahrung des Tages, unterdessen daß seine muthigen Söhne die Heerden hüten, die im Schnee scharren oder sich mit zerstoßenen Fichtenrinden sättigen müssen.

Wie würden wir den Himmelsstrich und das Leben dieser Menschen ertragen? Welcher Schauder und welche Angst würde uns nicht ergreifen, wenn wir in den kalten Erdzirkel versetzt, nichts als ungeheure Strecken von Eisfeldern und Schneewüsten um uns sähen, wenn der tyrannische Winter die Wellen des Meeres auf allen Seiten zu festen Hügeln thürmte und Gebirge von Eis aufwürfe, wenn eine beständige Nacht die Kälte noch schrecklicher machte, und keine bequemen Wohnungen, nur irrende Zelter, mit Fellen behangen und von Fichtendampf geschwärzt, für uns offen stünden, wenn wir unsern Unterhalt mit den Mühseligkeiten und Gefahren der Jagd erkaufen müsten, wenn unsre Aussicht in

Tage des Frühlings vom immer neuen Schneegestöber verdunkelt würde, und weder die Ergötzungen der Künste und Wissenschaften, noch die Freuden der gesitteten Geselligkeit die Rauhigkeit der Natur milderte, wenn wir von den Annehmlichkeiten der südlichen Gegenden auf immer entfernt, umringt von Wildniß und Raubthieren, unter einem unentwölkten unbarmherzigen Himmel leben solten! Wir, die wir so sehr verwöhnet sind, daß schon eine geringe Strenge des Winters uns beleidiget, die wir kaum einige Monate die Wärme der Sonne vermissen, bald wieder unter zunehmenden Tagen dem Frühling uns nähern, und aller Rauhigkeit der Jahreszeit uns durch die Bequemlichkeit unsrer Wohnungen und Kleider entziehen können, wir würden in der Nachbarschaft des Nordpols unser Grab zu finden fürchten, oder doch glauben, daß da alle Mühseligkeiten und alles Elend des Lebens seine Heimat habe.

Allein

Allein ist denn der Lappe in der That so unglücklich, als wir es glauben, oder als wir es vielleicht sein würden, wenn wir seine rauhe Gegenden bewohnen solten? Genügsamkeit und Ruhe der Seele machen in jedem Winkel der Erde glücklich, er liege unter der Sonne, oder ihren schrägen Strahlen, oder unter einem Himmel, den Nacht und Frost beherschen. Zwar besitzen wir Bequemlichkeiten des Lebens, die der Nachbar des Nordpols nicht hat; aber diese Bequemlichkeiten, die uns weichlich machen, die uns neue Begierden und neue Bedürfnisse erregen, erwecken ihm auch keine Sorgen. Erziehung und Gewohnheit haben ihn gegen die Rauhigkeit seines Klima abgehärtet, und er erträgt geduldig die Kälte, worin wir glauben würden zu vergehen. Seine strenge Lebensart lehrt ihn allem Froste und allen Stürmen trotzen, und was er nicht würde ausstehen, ohne eine besondere Hülfe der Natur, dafür hat sie schon, ohne seine Bitte abzuwarten, gesorget. Sie berei-

cherte seine Wüsten mit wilden Thieren, denen er Pelze wider die Kälte abnehmen kan, und sie machte ihn muthig zur Jagd. Sie gab ihm Renthiere, von denen er Gezelte, Kleider, Betten, Speisen und Getränke empfängt, mit denen er weite Reisen wagt, die fast alle seine Bedürfnisse befriedigen, und für deren Unterhalt er wenig Sorge tragen darf. So lebt er zufrieden in seiner glücklichen Armut, hat das, dessen er zu seiner Nothdurft bedarf, wünscht nichts zu besitzen, was ihm entbehrlich ist, und ist eben so frei von Kummer und Sorgen, als von Neid, von Habsucht und Ehrgeitz. Er verlangt nur über seine Heerden zu herschen, und seine Ehre ist der Sieg über Thiere, die er zu vermindern sucht, weil die Natur sie ihm zu dem Nutzen bestimte, sich von ihrem Fleische zu sättigen, und mit ihrer Haut zu kleiden. Die Jagd ist sein Geschäfte und sein Vergnügen. Auf seinen Schlitten, mit Renthieren bespant, holt er bald den räuberischen Wolf, bald

den edlen Hirsch ein, fliegt meilenlange Einöden durch, hier über einen ver-frornen Sumpf, dort über ein Gebürge, rauscht durch erstorbene Gesträuche, und knirschend nimt der feste Schnee kaum eine Spur der flüchtigen Fahrt an. Wenn die Sonne nicht über ihn aufgehet und eine beständige Finsterniß über seine Scheitel schwebt; so zündet ihm selbst die Natur ein helles Nordlicht an, das seine schlängeln-den Flammen am Himmel ausbreitet, mit einer prächtigen Ergießung von Strahlen auf und nieder wallet, und einen wunder-baren Tag mit der Nacht vermischt. Oder der Mond steckt seine Fackel mitten unter umherschwebenden Schneewolken an, die eine sanfte Mischung des Lichts und der Schatten tragen, bald sich zertheilen, und einen heitern Schimmer durchfallen lassen, bald sich wieder zusammen drängen, und der alten Dunkelheit ihre Herschaft wieder geben. Doch haben die meisten Nächte eine milde Erleuchtung; unendliche Heere

von

von Sternen glimmen am blauen Gewölbe des Himmels; dann schimmert die ungeheure weisse Einöde hin und wieder in blitzender Klarheit, oder gethürmte Eisklippen werfen einen fürchterlichen Wiederschein und erhellen die Schrecknisse der benachbarten Gegend umher. Allein der Lappe, an diese Scenen gewöhnt, verfolgt seine Jagd unter dem günstigen Lichte der Gestirne und tödtet den schlummernden Bären, der zu sat vom blutigen Raube in der weissen Vertiefung unbesorgt einschlief. Oft fliegt er dann zu den Zelten seiner entfernten Geliebten hin und überreicht ihr nach dem Kuß, den die Gewohnheit rechtfertiget, eine Beute der Jagd; ungekünstelte Lobsprüche belohnen seinen Muth; mit einem Trunk geschmolzenen Eises bewirthet kehrt er wieder heim. So giebt ihm das, was uns eine Ursache der Unzufriedenheit sein würde, lauter Vergnügen. Seinen Tisch besorgt die Natur und seine Flinte; mit einem frohen Gebet fängt sich seine mäßige Mahlzeit an,

und ein treuer Handschlag beschließt sie. Die erstarte Wüste um ihn her ist seine Welt. Vielleicht sieht er sie für den größten und glücklichsten Theil des Erdbodens an; vielleicht bedauert er uns so sehr, als wir ihn bedauern, und wünscht uns, anstat sich zu uns zu wünschen, in seine Gegenden hin.

16.

16.

Wenn trübe Schneewolken den öden Tag verdüstert haben, so erscheint oft die Sonne, ehe sie von unserm Horizonte weicht, noch in einem heitern Abendglanz und überstrahlt die weissen Flächen der Erde mit einem sanften Purpur; dann nehmen alle Gegenstände auf eine kurze Zeit eine frohe Gestalt an, der Himmel zerfließt in eine stille Klarheit, und verkündigt eine helgestirnte Nacht. Noch ehe die Sonne, die selbst erfreut über das reitzende Schauspiel, das ihre letzten Strahlen in der beschneiten Landschaft bilden, zu verweilen scheint, ihren Abzug vollendet; so zeigt sich schon der Mond als der Abgeordnete einer Königin, der in ihrer Abwesenheit die Herschaft über die Nacht übernehmen sol. Hat sie sich entfernt, und ist der Schimmer, den sie von ihrem majestätischen Hinabzug in Westen zurück ließ, verschwunden; so erhebt der Regierer der Nacht

 sich

sich in einer höheren Pracht, verdoppelt seinen Glanz, und tausend Gestirne zünden rings um ihn her ihre leuchtende Fackel an. Was für einen sanften Tag gießt nicht der Mond über die ruhige Erde aus, und wie erfreuend ist nicht der Anblick seines Lichtes, das in seiner hellen Rundung hin und wieder sich mit leichten Schatten vermischt, nachdem sich auf dem bewohnten Planeten Berge erheben, oder Thäler senken! Immer weiter steigt er durch das reine Blau des Himmels hinauf, und keine Wolke trübt die Heiterkeit des unermeßlich ausgedehnten Gewölbes. Die milde Ueberschwemmung des Lichtes breitet sich über alle Flächen und Felsen und Wälder, und selbst in Abgründe fließt die unumschränkte Klarheit hinunter. Die silberhelle Bestrahlung, von neuen aufgehenden Sternen immer mehr verstärket, wallet an der Spitze der Berge und Thürme herab, bildet einen ruhigen Schimmer, und durchgießt die Fenster der Stadt mit einem bleichen Tage.

Tausend an tausend gedrängt schimmern die Sterne in einer unabsehbaren Weite umher, und selbst das unbewafnete Auge siehet an den letzten Gränzen des Himmels neue Gestirne funkeln. Die Herlichkeit der Schöpfung entwickelt sich ganz aus ihrer Dunkelheit; unzählbare leuchtende Welten, aus der ungemessenen Ferne herabblitzend, bedecken unsre kleine Erde mit Glanz, füllen das aufschauende Auge mit Entzücken und den nachsinnenden Geist mit Erstaunen.

In solchen Nächten die Seele zur Betrachtung der Wunder am Himmel zu erheben, und das Auge, nachdem es die angenehmen Scenen, die das Licht des Mondes auf der schneevollen Erde bildet, den Schimmer der bereiften Bäume, die anmuthige Vermischung des Glanzes und der Dämmerung, die sanften Brechungen der Strahlen in der ausgebreiteten Landschaft und auf den gefrornen Seen, mit Vergnügen beschauet hat, zu den strahlenden Höhen hinauf irren zu lassen und den denken-

den Geist zu beschäftigen; dies ist eine der edelsten und angenehmsten Unterhaltungen, die ein vernünftiges Wesen in den langen gestirnten Winterabenden suchen kan. Die Gestirne blos mit den Augen ansehen, ohne dabei die Seele zum ernsthaften Nachdenken aufzufordern, ist eben so viel, als wenn man sie gar nicht sähe, ist so viel, als wenn man sie mit den Blicken der Thiere anstarte. Wem leuchten die Gestirne, als den vernünftigen Geschöpfen? Und wer solte sie am ersten kennen lernen, als der Mensch, über den sie ihren wohlthätigen Glanz in der Nacht ausbreiten und der auf unserm Erdbal allein geschickt ist, sie zu bewundern? Schon das aufmerksame Hinaufschauen müste denkenden Wesen Ehrfurcht und Erstaunen einflößen, und eine edle Begierde nach nähern Kentnissen anzünden, die nicht das bloße Auge, sondern ein tiefsinniges Nachforschen verschaft. Wie sehr erweitert sich nicht die ganze Seele, wenn uns ein Newton von den Himmelskörpern unter-

richtet, und wie bald fangen wir nicht an, sie mit einer ganz andern Aufmerksamkeit und aus einem ganz andern Gesichtspuncte, als der gemeine Mann, zu betrachten! Was für große Vorstellungen gehen nicht, gleich einer Sonne, in unserm Geiste auf, und wie richtig wird nicht eben dadurch die Art, die Gestirne und ihren Urheber zu denken! Das Herz hebt sich mit den erhöheten Einsichten des Verstandes, und wird bei seinen Aufklärungen von reinem Vergnügen, von Bewunderung und von erhabenen Gesinnungen vol. Sind dies die Vortheile, die wir von der fleißigen Betrachtung der Schauspiele der Nacht erhalten und ist es der menschlichen Würde so sehr gemäß, auch die Welten kennen zu lernen, denen die Hand der Allmacht einen Glanz gab, der nicht nur unsern Erdbal erleuchtet, sondern auch unsre Augen entzückt und uns zum vernünftigen Anschauen einladet, so wäre es ungerecht, unsern Beruf länger zu verkennen.

Sehr eingeschränkt ist die Einsicht des Menschen, wenn er, was die meiste Zeit geschieht, unsern kleinen Erdbal allein für die Welt hält, und von dem Mond und Gestirnen glaubt, als wenn sie nur allein da wären, um uns zu erleuchten. Diese Unwissenheit und dieser Stolz kan eine kurze Betrachtung vertilgen, und uns lehren, wie klein unsre Erde gegen jene Welten sei, und was für einen unerheblichen Theil der Schöpfung wir ausmachen. Ich stelle, um an einem Winterabend den gestirnten Himmel zu betrachten, mich ans Fenster und verliere mich almählich in diese Gedanken.

In dem Mittelpuncte der Welt hat ihren Thron die Sonne, die Königin des Lichtes, ein feuriger Körper, der über eine Million mal größer, als unsre Erde, über neunzehn Millionen Meilen von ihr entfernet ist, und dessen Strahlen, dieser erstaunenswürdigen Entfernung ungeachtet, so mächtige und heilsame Einflüsse auf uns

haben. Um die Sonne herum bewegen sich die Planeten, dunkele Körper, die an sich selbst kein Licht haben, die ihre Stelle gegen die übrigen Gestirne verändern, ihren Weg von Abend gegen Morgen zu nehmen, und die, nachdem sie der Sonne nahe oder von ihr entfernet sind, ihre Bewegung um sie eher oder später endigen, und unterdessen sich beständig um ihre eigene Achse drehen. Wenn gleich die Planeten mehr als die Fixsterne funkeln, so sind sie doch an sich selbst finster und werden allein von der Sonne erleuchtet; die Nacht auf unsrer Erde und die Sonnenfinsternisse, wobei uns der Mond einen Theil von der Sonne verdeckt, sind davon Beweise. Eben so erscheinet Venus, die am Morgen und Abend hel schimmert, in einem finstern Aufzug, wenn sie, welches noch vor einigen Jahren geschah, zwischen der Sonne und unsrer Erde weggehet; und da Jupiter auf seine Trabanten einen Schatten wirft, so ist dies ein offenbares Merkmal seiner eigenen Dunkelheit. Von

diesen

diesen an sich dunkeln Körpern ist Merkur der Sonne am nächsten, der von ihr sieben Millionen Meilen entfernet und siebenzehnmal kleiner als unsre Erde ist; auf ihn folget Venus, die wir bald den Morgenstern, bald den Abendstern nennen, die von der Sonne dreizehn Millionen Meilen entfernet, und wenigstens einmal so groß als unsre Erde ist; dann komt unsre Erde, um welche sich der Mond als ein Nebenplanete bewegt; darauf Mars, siebenmal kleiner als die Erde, und dreißig Millionen Meilen von der Sonne entfernt; darauf Jupiter, acht und neunzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und zehn tausendmal größer als die Erde, umgeben von vier Monden, davon jeder so groß als die Erde ist; endlich Saturn, entfernt von der Sonne hundert und achtzig Millionen Meilen, und dreitausend dreihundert und sieben und siebenzigmal größer als die Erde, mit fünf um ihn herumlaufenden Monden. Was für ungeheure Körper, die alle von

der

der Sonne beleuchtet werden! Was für ein Raum, den sie einnehmen, und den kein Geist ohne tiefes Erstaunen sich vorstellen kan! Was für eine mächtige Hand führet sie auf einer sichern Bahn um die Sonne, um welche sie sich alle in einer bestimten Zeit bewegen! Mit welcher unglaublichen Geschwindigkeit bewegen sie sich nicht um die Sonne, indem unsre Erde auf ihrer jährlichen Reise von hundert und neunzehn Millionen Meilen jede Minute über zweihundert und sechs und zwanzig Meilen zurücklegt? Und was würden die Planeten, die jetzt Schauplätze der Weisheit und Güte des erhabensten Wesens sind, ohne das Licht und die Belebung der Sonne anders, als ungeheure Massen von einer todten und unfruchtbaren Materie sein?

Nachdem ich mich von dem Erstaunen über diese großen Betrachtungen, die ihre ausgemachte Gewißheit haben, und worin die kleinen Begriffe, die man sich von den Gestirnen zu machen pflegt, völlig verschlungen

gen werden, erholet habe; so fange ich an, die Himmelskörper mit einem viel aufmerksamern Auge anzusehen. Nun betrachte ich den Mond nicht mehr wegen seines sanften Lichts, das ihm die Sonne schenkt, womit er unsre Nächte erleuchtet, und manches schöne Schauspiel für das Auge bildet; ich betrachte ihn als einen ansehnlichen Weltkörper, der seiner natürlichen Beschaffenheit nach eben das ist, was unsere Erde ist, um welche er sich als ein freundschaftlicher Nachbar bewegt. Ich betrachte ihn als einen Theil der Welt, der ebenfals mit vernünftigen Bewohnern besetzt ist, und bei diesem Gedanken erweitert meine ganze Seele ihre Vorstellungen von der Größe des Schöpfers, der alle Planeten mit Gegenständen seiner Güte und mit Zeugen seiner Herlichkeit erfüllet hat. Und was solte mich hindern, diese Gedanken zu unterhalten, die der Ehre des erhabensten Wesens so gemäs sind, und die einen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit haben, daß sie sich der

Gewiß-

Gewißheit nähern? Da die Planeten, Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, keinem andern Körper, der etwa in ihrer Nachbarschaft wäre, nicht einmal unserm Erdbal, ein beträchtliches Licht geben, und eben so wenig andere Wirkungen auf andern Weltkörpern hervorbringen; so dienen sie in der That keinem Theile der Schöpfung. Solte die volkommenste Weisheit, die bis in dem kleinsten Winkel der Schöpfung nichts ohne eine Bestimmung schuf, bei der Hervorbringung der Planeten von einem Gesetze, das sie überal beobachtet hat, eine Ausnahme gemacht haben? Und bewegen sich nicht die Planeten, wie unsre Erde, und zwar zum Theil in unermeßlich weitläuftigen Bahnen, um die Sonne herum, um von ihr auf ihrer ganzen Fläche beschienen zu werden? Wären sie todte und unbewohnte Körper, könte man denn wohl begreifen, warum ein weiser Schöpfer, der nichts ohne wichtige Absichten in seinem Reiche anordnet, sie diesen

großen Weg um die Sonne laufen ließe? Die Planeten haben eine große Aehnlichkeit mit unsrer Erde; sie haben einen Dunstkreis und also eine Luft, Berge, Thäler und Meere, die man von der übrigen Fläche deutlich unterscheiden kan. Warum solten sie aber wohl einerlei Einrichtung mit unsrer Erde haben, wenn sie nicht mit Pflanzen und Thieren besetzt wären? Und wozu dienten diese Arten der Geschöpfe, wenn keine vernünftige Wesen vorhanden wären, die sie nutzen könten, und unter einem weisen Gebrauch den algemeinen Herrn der Welt kennen und verehren lernten? Und wenn wir gleich von dem Mond, der unter allen Planeten unsrer Erde allein dient, die Erleuchtung unsrer Nächte haben, kan denn wohl dieser Vortheil, den wir noch darzu nicht einmal beständig von ihm erhalten, der einzige Zweck seiner Existenz sein? Da die volkommenste Weisheit bei allen übrigen Geschöpfen mehr als Einen Endzweck gehabt, da sie mehrere einander untergeordnet,

net, und sie zu einem harmonischen Ganzen verbunden hat; so haben wir die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie eben so bei der Erschaffung der Planeten verfahren sei. Wie sehr erweitert sich jetzt vor mir das Reich der vernünftigen Wesen, denen der Schöpfer der Welt Leben und Aufenthalt auf den Planeten gegeben hat! Groß sind die Werke des Herrn und unzählbar die Wesen, die ihn erkennen und preisen, die mit der Fülle seiner Güte gesättigt werden! Wie ausgebreitet ist der Ruhm des Schöpfers auf den unermeßlichen Weltkörpern und wie nachdrücklich wird hier der Ausspruch, daß die Himmel die Ehre des Herrn erzählen, und die Veste die Werke seiner Hände verkündigen! Ich forsche nicht vergebens darnach, welche Körper, welche Lebensart, und welche Sitten die Bewohner der Planeten haben, ob sie uns ähnlich sind, oder uns an Kräften übertreffen, ob sie einen ewigen Aufenthalt in diesen Sphären oder Hofnung zu einem bessern haben, ob ihre Be-

stimmung da oder erst in einer andern Gegend vollendet werden sol; es ist mir genug, mich zu überreden, daß es vernünftige Wesen sein müssen, die fähig sind, die Werke des Schöpfers zu erkennen, und diese Erkentnis zu seiner Ehre anzuwenden.

Noch mehr erstaune ich, wenn ich meine Blicke auf die übrigen Gestirne am Himmel richte, die von den sechs Hauptplaneten, unter dem Namen der Fixsterne, unterschieden sind, weil sie immer einerlei feste Stellung haben und oben im Firmament unbeweglich sind. Was für eine unzählbare Menge erblicke ich nicht von diesen in einer einzigen hellen Nacht schon mit dem bloßen Auge! Diese Fixsterne werden weder von der Sonne, noch von einem andern Körper erleuchtet, sondern haben ihr eigenes Licht, wie die Sonne. Was für ein unterscheidend helles und funkelndes Licht bemerket man nicht an ihnen, wenn man sie, nachdem man vorher einen Planeten beschauet hat, durch ein Sehrohr betrachtet!

tet! Dieser Vorzug, daß sie ihr eigenes Licht haben und von sich selbst leuchtende Körper sind, erhebt sich in gleichen Rang mit der Sonne. Indem sie mit den Planeten unter einander schimmern, so scheint es, als wenn sie in einer Linie unter einander stünden. Allein sehr oft spielt uns das Auge einen ähnlichen Betrug, wenn wir in einer Entfernung zerstreute Häuser sehen, die neben einander zu stehen scheinen, da sie doch, wenn wir näher hinzu kommen, viele Schritte von einander entlegen sind. Und weil der Mond, die Venus, der Mars, in ihrem Lauf uns öfters Fixsterne verdecken, und wir nie sehen, daß ein Fixstern unsern Augen einen Planeten verbirgt, so müssen diese auch offenbar niedriger am Himmel stehen. Zwar läßt sich die genaue Entfernung der Fixsterne von uns schwer bestimmen; indessen haben einige der größten Geister durch die mühsamsten Versuche berechnet, daß sie sieben und zwanzig tausend sechs hundert und vier und sech-

zigmal weiter als die Sonne von unsrer Erde entfernt sind, und daß eine Kanonkugel beinahe sieben hundert tausend Jahre fliegen müßte, ehe sie von unsrer Erde in dem nächsten Fixsterne ankäme. Wer erstaunt nicht, wenn er mit seinem Verstande diese Entfernung messen wil! Noch mehr! Man nehme nur die ganz ausgemachte Zahl der Fixsterne, drei tausend, an; man bedenke, daß keiner den andern weder durch sein Feuer noch durch seinen Lauf hindert: wie weit müssen denn nicht diese Körper selbst von einander entfernet sein, und wie unbegreiflich dehnen sich nicht dadurch vor den Augen des nachsinnenden Geistes die Gränzen der Schöpfung aus! Finden wir nicht in dieser Vorstellung ein gewisses Bild von der Ewigkeit, wohin ein endlicher Geist nicht ohne einen Schwindel hinabsehen kan? Aber laßt uns noch weiter gehen. Wenn die Fixsterne, die bei aller ihrer Entfernung doch noch ein so stark funkelndes Licht auf uns werfen, in der That eben das sind,

was unsre Sonne ist, deren Strahlen sechs Hauptplaneten und zehn Nebenplaneten erleuchten, erwärmen und beleben; so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie auch eben solche Planeten um sich haben, als unsre Sonne, Planeten, die sich um sie bewegen und eben solche wohlthätige Ausflüsse von ihnen empfangen. Es ist diese Meinung nicht nur wegen der Aehnlichkeit der Fixsterne mit der Sonne, sondern auch deswegen wahrscheinlich, weil der geringe und fast unmerkliche Nutzen der Erleuchtung, die wir von ihnen empfangen, ein viel zu kleiner Zweck ist, als daß eine unendliche Weisheit sie blos darum, und noch darzu in einer so großen Menge hätte erschaffen können. Was für unermeßliche Körper sind nicht die Fixsterne! Welche Anzahl und welcher Abstand von einander! Und welche Menge der untergeordneten bewohnten Planeten, die von ihnen erleuchtet werden! — Nur erst seit einigen Jahrhunderten haben einige große Geister uns mit den Gestirnen bekant ge-

 macht;

macht; nur sehr wenige Menschen, selbst nur sehr wenige Gelehrte, kennen sie. Der Schöpfer des Himmels, der dies vorher sahe, kan also den Endzweck der Sonnen nicht blos auf die Bewunderung der Erdbewohner eingeschränkt haben; denn, wenn er dieses gewolt hätte, würde denn nicht zu dieser Absicht ein einziger Fixstern oder wenige hinreichend gewesen sein? Kan man sich die Menge dieser mit ihrem eigenen Licht beseelten Körper ohne wichtige Endzwecke denken, und sie noch als Werke der volkommensten Weisheit betrachten, die bei allen ihren Anstalten nichts Ueberflüßiges, nichts vergebens vornimt? Zu blind würden wir uns als den Mittelpunct der ganzen Schöpfung ansehen, wenn wir glauben wolten, daß diese leuchtenden Körper allein unsertwegen da sein solten, die an Größe unsrer Sonne meistens sehr nahe kommen, und die einen unermeßlichen Umfang einnehmen, indem die Planeten, die wahrscheinlich sich um sie bewegen, (wenn auch

ein jeder Fixstern nur Einen hat) in einer abgemessenen Weite um sie herumlaufen müssen, damit ihnen weder das gar zu starke Licht noch die Hitze nachtheilig sei.

Welche erhabene Vorstellungen geben uns nicht solche Betrachtungen des Himmels in den gestirnten Winternächten, und wie angenehm verliert sich nicht der Geist von einem Gedanken in den andern, empfindet die Größe des Schöpfers mit einer stillen Ehrfurcht, sieht die gewaltigen Unternehmungen der Sterblichen und die Triumphe der Eroberer als Spielwerke der Kinder an, und bewundert die Hoheit, zu welcher allein die Wissenschaften den menschlichen Verstand erheben! In der That, wer kan die Berechnung der Gestirne und die Ausmessung ihrer Größe und ihrer Bahn denken, ohne zugleich die hohen Kräfte zu bewundern, die einigen Geistern unter den Erdbewohnern eigen gewesen, und wodurch sie beinahe über die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten herausgestiegen sind?

17.

17.

Erfrischend und belebend ist die Kälte. Alle Lebensgeister scheinen sich zu erneuern, Stärke und Munterkeit nehmen die ganze Seele ein. Diese Hülfe, die selbst die Jahreszeit der Seele zum stärkeren Nachdenken giebt, solten wir nicht vergebens erkennen, sondern als eine lebhafte Aufforderung zu den Beschäftigungen mit den Wissenschaften ansehen.

Angenehm sei immer die Zusammenkunft der Freunde und mächtig die Gesellschaft, um über das Traurige der Wintertage zu siegen, und die Seele mit Vergnügen zu beleben. Allein was gleicht den stillen Aufheiterungen des Herzens, die es aus der Lesung eines mit edlen und rührenden Gesinnungen geschriebenen Werkes oder eines schönen Gedichts schöpft? Umgeben von den besten Werken des Geistes, wird man das Oede und Einsame der Wintertage kaum empfinden, kaum eine Sehn-

sucht

sucht nach den geringern Ergötzungen der Geselschaft haben.

Wohl dem, der manchen Winterabend unter den süßen Vergnügungen der Wissenschaften zubringen kan, den bald die ernsthafte Weisheit, bald die scherzende Muse besucht, und der bei beiden gleich heiter vergißt, daß die Menschen noch andere Arten von Freuden kennen! Wie fröhlich sieht er nicht alsdenn, wenn der Frühling zurückkehret, in den entfernten Winter zurück! Lange fühlt er noch das Vergnügen der Abende, die ihm unter der Lesung der besten Werke des Geistes verflossen; verweilt noch in Gedanken an den Stellen, wo ihn ein reitzendes Bild und eine frohe Empfindung entzückte, bei welchen ihn vielleicht sein geliebtes Weib überraschte, ihm den Ernst vom Gesichte wegküßte und ihn nach einer kurzen Unterhaltung der Zärtlichkeit munterer und geistreicher verließ; oder an den Stellen, aus denen er für den Witz und Geschmack eine frische Nahrung, oder

für die Weisheit des Lebens einen neuen Unterricht schöpfte.

Was hat der Mann, der seinen Winter auf dem Lande lebt, für einen bessern Trost unter der traurigen Witterung, und für eine würdigere Beschäftigung in der öden Entfernung, als die Lectüre? Oft umgeben von Personen, die zu keinem unterhaltenden Umgange fähig sind, oft weit entfernt von der Welt, und einer guten Nachbarschaft beraubt, würde er ein freudenleeres Leben führen und in einer melancholischen Einsiedelei die dunkeln Tage vertrauren, wenn er nicht einen Vorrath guter Bücher und Liebe zu ihrer Lesung hätte.

Und eine junge Schöne, was kan sie den Eitelkeiten und Zerstreuungen, denen sie ausgesetzt ist, besser entgegen stellen, als eine gute Lectüre, die dem Verstande und dem Herzen eine glückliche Richtung giebt, ihre regen Neigungen der Ordnung und der Vernunft unterwirft, ihr Kentniß der Welt und des Menschen, Nahrung zur Unterhaltung

haltung eines Gesprächs, Anmuth und die Hochachtung anderer verschaft? Weniger die Schönheit als der Ruhm der feinen Einsichten der Flavia lockte ihren Liebhaber zu ihrem Umgang, und kaum hatte er sie kennen gelernet, so sahe er, daß, wenn er das glücklichste Leben führen wolte, er es nur in ihren Armen könte. Ihre Neigungen gegen einander flossen aus der reinsten Quelle; er liebte sie, weil sie Kentniß des Guten und Gefühl des Schönen besaß, und sie liebte ihn, weil er sie wegen dieser Eigenschaften schätzte und ihr selbst darin ähnlich war. Was die Zeit ihren Wangen entzog, das wußte sie durch die zunehmende Schönheit ihrer Seele zu ersetzen; so verschwanden zwar einige Reitze der Jugend und der Bildung, aber ihr Geliebter empfand den Verlust eben so wenig, als sie ihn beklagte; und nach dreißig Jahren der Ehe schmecken sie eben so viel Vergnügen in ihrem Umgange, haben sie eben so viel Hochachtung, eben so viel Neigung gegen einander, als in den ersten

Tagen des Frühlings, der sie verband. Die fleißige Beschäftigung mit lehrreichen Schriften, die einen Theil der Erziehung der Flavia ausmachte, haben sie mehr, als alle trocknen Regeln vermögen, mit der Moral, mit dem Menschen, und mit der Welt bekant gemacht; sie wußte nicht nur solche Bücher zu wählen, die sich für ihr Geschlecht und für ihre Bestimmung schickten, sondern auch das aus ihnen herauszulesen, was ihr zur Annehmlichkeit des Umganges, und zur Klugheit des Lebens dienen könte. Sie hat die Vortheile einer guten Belesenheit, ohne zugleich die Fehler zu haben, worin man so leicht zu verfallen pflegt. Sie kent eine Reihe von schönen Schriften und hat sie mit Gefühl und Urtheil gelesen; aber sie verknüpft mit diesen Vorzügen zu viel Bescheidenheit, als daß sie es wagte, sich zu einer despotischen Richterin des Geschmacks aufzuwerfen, oder so eitel wäre, um in der Geselschaft zu schimmern. Ihre Kentniß und ihr guter Geschmack, den sie

sich

sich erworben, haben sowohl in ihre Empfindungen, als in ihre Handlungen einen glücklichen Einfluß; sie erheben ihren Geist über die Tändeleien und Eitelkeiten ihres Geschlechts, machen ihr Herz zärtlicher, ihren Umgang gefälliger und unterhaltender, mischen Ordnung und Klugheit in die Besorgung ihres Hauswesens, der Erziehung ihrer Kinder, und schaffen für den von Geschäften ermüdeten Gatten den einsamen Winterabend zu einem Frühling um. Solte eine solche Dame nicht Verdienst genug haben, um Lob und Nacheiferung bei ihrem Geschlecht zu erwecken, sich, wie sie, aus lehrreichen Schriften, zu ihrer eigenen Zufriedenheit, und zum Vergnügen der Welt zu bilden?

18.

Eben die Weisheit, die Regiererin der Schöpfung, die bei dem Eintrit des Winters die Kälte almählich steigen ließ, läßt sie auch nun nach und nach wieder abnehmen, und die rauhe Jahreszeit durch Stuffen sich langsam ihrem Ende wieder nähern. Die Sonne verweilet schon länger über unserm Haupt; ihre stärkeren Strahlen fangen wieder an die todte Natur almählich zum Leben zu wecken, und die Tage gewinnen einer Nacht nach der andern etwas von ihrer Länge ab. Die Schneegestöber hören auf, die Luft zu trüben, und wenn noch die Wolken zuweilen einen kurzen Regen von Flocken ausstreuen, so ist es der lezte Vorrath, den der Winter bei seinem nahen Abzug verschüttet. Die Nächte sind nur noch von einem schwachen Froste und Reife begleitet, die der wärmere Mittag wieder verzehrt, und Südwinde und Regen befreien Erde und Meere von den eisernen

 Fesseln,

Fesseln, worin die kalten Nordwinde sie gelegt hatten. Der Schnee zerschmelzt, wenn der Himmel in reiner Klarheit steht, und die vom Frost gehärteten Massen werden von der feuchten Witterung aufgelöset. Von Bäumen und Dächern tröpfelt der flüßige Schnee, und rinnet von den Hügeln in kleine Bäche herunter. Die Wälder erheben sich in einer düstern Aussicht, und die Seiten der Berge erscheinen hin und wieder geschwärzt aus der weissen Decke hervor. Die Flüsse bersten und krachen und schwellen vom neuen Schneewasser auf, treiben die zerrissenen Eisklumpen mit einem wilden Getöse zusammen, das die Nacht mit Schrecken fült und die Anwohner des Ufers oft nahe vor dem Verderben weckt. Dann stürmen die Winde oft in die zahllosen Eisstücken und häufen sie zu Hügeln auf, oder sie jagen auf empörten Wellen die schwimmenden Massen umher, daß sie bald sich theilen, bald fürchterlich an einander stoßen, und das leichte Fahrzeug

zerschmettern, bis die beladene Fluth ihre Last an den Ufern auswirft und einen freien und ruhigen Lauf wieder gewint. Oft stürzen schwere Eisklumpen gedrängt über einander, mit zerschlagenen Pfählen vermischt, entrissen dem wüsten Ufer, woran unaufhörlich die schäumenden Wellen unter dem Geheul der Winde schlagen, und, von einem fürchterlich wilden Geräusch begleitet, eine gräsliche Scene bilden. Lange liegen oft diese letzten Trümmer des Winters an den Seiten der aufgelöseten Flüsse; und wenn schon der Frühling die Fluren und Wälder mit einem grünen Gewande bekleidet, so erblicket das Auge noch jenseit des Stroms manches noch unbesiegte Eis in dem warmen Lichte der Sonne blitzen. So zieht der Winter mit langsamen Schritten aus unsern Gegenden, und indem er nur gezwungen seine Herrschaft niederlegt, so läßt er noch Spuren zurück, die sein Andenken einige Wochen erhalten. Der Wald zeigt manchen umgestürzten Eichenbaum

oder abgerissene Aeste, das Feld manche weggespülte Saat, oder mit Kies überschwemte Wiese, und das Dorf manche umgeworfene Hütte armselig wieder aufgerichtet und mit Pfählen gestützt. Aber dieser kleinen Verherungen und einzelnen Schaden ungeachtet, entweicht der Winter von uns nicht als ein Feind, sondern als ein algemeiner Wohlthäter, dessen Abzug wir nicht ohne Dankbarkeit nachsehen können. Alles bereitet sich, um seinen nahen Abschied uns anzukündigen. Das Erdreich wird locker und tief, in seine offenen Gänge senket sich mit den Feuchtigkeiten Fruchtbarkeit und Leben ein; dünnes Grün sprießt sparsam schon auf den Aeckern hervor, und meldet die Kraft der Erde zur neuen Schöpfung des Getraides. Die Nebel und Dünste, die am Morgen den Himmel bedecken, werden vom Ostwinde umhergetrieben, und zerstreuen sich in heiterer Luft, oder ergießen sich in befruchtenden Regen. So erhebt sich die Erde almählich aus ihrer

Ruhe und aus den Decken des Winters; zwar noch in mancher Vertiefung mit Schnee bedeckt, ohne Schmuck und ohne Gewächse. Aber bald wird die höhere Sonne, bald werden warme Regen ihren Schoos ganz befruchten, die Gärten und Felder mit Blumen und Gras besäen, und die noch kahlen Flächen mit einem heitern Grün überziehen. Schon blicket der Erstling des Frühlings, der güldene Crokus, furchtsam unter dem Schnee hervor, und an den dürren Reisern wachsen zarte Knospen aus, aus welchen sich künftig die Belaubung des Waldes entwickelt. Die Natur arbeitet mit einer verborgenen Geschäftigkeit an der Wiederherstellung des Frühlings, ob ihn gleich zuweilen noch Stürme und Hagel und von Frost schauernde Nächte aufhalten, und die Jahreszeiten einander die Regierung nicht ohne einen harten Streit abtreten. Aber alles ist Ordnung und Uebereinstimmung in der Natur; in einer weisen Anordnung wechseln die Jahreszeiten

reszeiten mit einander ab, und was uns Verwirrung scheinet, ist eine verschleierte Ordnung. Jeder Abschnit des Jahres hat sein Maas, seine Gränzen, und seine besondern Eigenschaften, die sich zur Volkommenheit des Ganzen verbinden; wenn er an einem Gute einen Mangel hat, so ersetzt er ihn durch die Gegenwart anderer Vortheile; und wir müssen daneben versichert sein, daß er das, was er nicht hat, seiner Natur nach auch nicht haben kan.

Nun verschwindet, da der Winter sich den Tagen seines Abzugs nähert, auch die öde Melancholie, das Herz bereitet sich schon zu den kommenden Freuden des Frühlings vor, und seine frohen Aussichten erweitern sich mit jedem heitern Morgen. Die finstern Tage sind entflohen, und das neue Leben, das sich durch das ganze Reich der Natur verbreitet, weckt auch die Empfindungen des menschlichen Herzens wieder auf. Die Zeit, die über alles gebietet, ruft eine Scene nach der andern auf dem weiten Schauplatz

der Welten hervor; alles ist Veränderung, und alle Veränderung der Dinge ist ein Schrit, den die Natur zur Volkommenheit des Ganzen thut. Wie die angenehmen Auftritte keine beständige Stellung haben, so verweilen auch die unangenehmen nicht ewig vor unsern Augen; ihre Erscheinung ist schon eine Ankündigung ihrer nahen Flucht, und eine unsichtbare Hand dränget sie oft wieder weg, wenn sie kaum sind gesehen worden. Warum vertrauen wir denn so viel, wenn alles der Veränderung unterworfen ist, und warum haben wir aus eben dem Grunde nöthig, zu seufzen? Wenn die dunkeln Tage vorübergehen, sind sie denn einer ernsthaften Klage werth? Wenn nicht einmal die Empfindung der Widerwärtigkeit so lange dauert, als die Widerwärtigkeit selbst, ist denn der Sterbliche so unglücklich, als er es glaubt, oder als die finstern Köpfe vol Nachtgedanken ihn abbilden? Und wenn die Wolken des Winters noch eine Durchsicht in heitere Tage des Frühlings

lings verstatten, warum wagt sich denn nicht auch unser Blick durch die trüben Schicksale des Lebens in die Zeit hinaus, wo sie nicht mehr sein werden? Nur die weichliche und verzagte Seele nennet ihre Widerwärtigkeit lang; kein Uebel währet lang, weil der Mensch es nicht immer fühlt, und weil es in der unaufhörlichen Dauer seines Lebens, das ihm bestimt ist, nur eine sehr kleine Spanne einnimt. Wer vermag noch die ewige Weisheit als unsre gröſste Wohlthäterin verkennen, die alles, was unser Leben hat, der Veränderung unterworfen, und dadurch nicht weniger für die Verminderung unsrer Schmerzen, als für die Vergröſserung unsrer Freuden gesorgt hat?

Sehet nun, warum der Sturm und Regen und Frost und Schnee, die den Winter begleiteten, nöthig waren, wie ohne sie die Erde sich nicht wieder erholet, noch zur neuen Fruchtbarkeit gestärket hätte, wie sie itzt aus allen den Auftritten, die sich auf ihrer Fläche zutrugen, mit belebten Kräften

und frischem Schmucke almählich hervorgehet. Die Zeit entwickelt die Absichten der Natur, indem sie die Vortheile ihrer Einrichtungen vor unsern Augen aufstelt; und in dem ewigen Zusammenhange, der durch die Welt herscht, sind Ursachen und Wirkungen genau in einander gekettet und oft so sehr an einander geschlungen, daß uns erst die Folgen entdecken, warum irgend eine Begebenheit nothwendig und gut war. Wartet also nur getrost auf die Entwickelungen der Zukunft. Man empfindet zu sehr die widrigen Zufälle des Lebens, wenn man sich blos auf das Gegenwärtige einschränkt; und die Folgen unsrer Schicksale gehören ihnen doch eben so sehr zu, als die Empfindungen, die wir von ihnen haben. Das Zukünftige keimt aus dem Gegenwärtigen, und die Uebel sind oft blos wegen ihres Ausganges nothwendig, den sie nehmen, und wegen der Wirkungen, die sie in unserm Zustande hervorbringen. Die Wolken mögen noch so finster über den Erdkreis

herabhangen, so müssen sie doch endlich den Strahlen des Lichtes weichen; und nie können die Schrecknisse des Winters uns die frohe Hofnung des Frühlings rauben. Keine gegenwärtige Widerwärtigkeit ist so hart, für welche nicht in der Zukunft ein sanfter Trost vorhanden wäre, von welcher nicht in der Ferne das Ende, und nächst diesem eine vortheilhafte Folge gesehen würde. Nicht immer hängt ein verbergender Vorhang vor den Absichten und Nutzen der menschlichen Schicksale; die Zukunft ziehet ihn auf, und indem wir einige Vortheile aus den widrigen Zufällen genießen, so erkennen wir auch einen Theil des Plans, den eine wohlthätige Weisheit für unsre Glückseligkeit entwarf. Alsdenn, wenn die Zukunft uns die Augen eröfnet, die unter dem Uebel von Thränen trübe waren, wenn die Widerwärtigkeit in Glück und der Schmerz in Freude übergeht, wenn der Endzweck unsers Leidens und ihre vortheilhaftigen Folgen sich vor uns enthüllen;

alsdenn schämt sich der Weise seiner Urtheile, die er zu blind von der Vorsehung fälte, und der Ungeduldige und Schwache seiner Klagen. Alsdenn sieht der Vertriebene, daß nur die Entfernung seine Verdienste werth, geschätzt, und gesucht machen konte; der Verfolgte, daß nur die Bosheit seinen Ruhm ausbreiten und seine Standhaftigkeit veredeln konte; der verlassene Waise, daß er durch das Mitleiden anderer in ein besseres Glück versetzet worden, als es durch die Vorsorge der Eltern geschehen wäre; der gefallene Minister, daß nicht ein glänzender Standort, sondern stille Tugend und Ruhe des Herzens glücklich mache. Alsdenn erheitern die Seele ganz andere Kentnisse, und sie erstaunet, sie nicht aus der Ueberlegung, sondern erst aus der Erfahrung gelernet zu haben. Ihre neuen Einsichten erwecken ein desto lebhafteres Vergnügen, je unerwarteter sie sind, und je grösser das Glück ist, worin sie sich auf einmal versetzt sieht. So schwebt eine verzagte Familie auf

dem

dem Meere umher; sie glaubt von Stürmen weit verschlagen zu sein, weil ein dunkles Ungewitter den Himmel umhült, und kein Blick das gewünschte Ufer erreichen kan; mit jeder Nacht vermehren sich ihre Klagen, worin sich das Geräusche der Wellen und das Geheul der Winde mischen; Angst in der Seele, Blässe auf dem Gesichte, und Seufzen im Munde, irret sie auf den schwachen Brettern umher, und selbst die Hofnung scheint sie zu verlassen, bis sie auf einmal bei dem Anbruch eines heitern Morgens sich an dem Ufer erblickt, erstaunt, und sich freut, und es dem Sturme dankt, daß er sie mit einer so glücklichen Geschwindigkeit in ihre Heimat gebracht.

Gleich den Jahreszeiten wechseln die Abschnitte unsers Lebens, und gleichwie der unfruchtbare Winter ohne den Segen des Sommers, der vor ihm hergieng, neue Unbequemlichkeiten würde gehabt haben, so ist auch das hohe Alter elend, das keine Früchte aus der Jugend zu genießen hat.

Lasset uns klug genug sein, den Winter unsers Lebens für uns glücklich zu machen. Nicht blos Schätze und Reichthümer, mit der Mühe der Jugend gesamlet, können uns ein ruhiges Alter versichern. Zwar Bequemlichkeit und Unterstützung in der Schwachheit; aber nichts, das den Frieden der Seele gäbe. Die Güter des Geistes sind für die letzten Jahre eben so unentbehrlich, als die Güter des Körpers; und Mäßigkeit und Weisheit die vornehmsten Tugenden, die das Alter zufrieden machen können. Unser Glück beruhet nicht auf einer einzelnen Volkommenheit. Unsrer Bedürfnisse sind viel, und sie alle wollen befriediget sein. Was ist Wohlstand und Reichthum bei der Unwissenheit und bei den Leidenschaften, die die Seele beunruhigen? Und wie viel vermißt nicht noch der aufgeklärteste Geist bei dem Mangel äußerer Güter, bei Armut und einer zerfallenen Gesundheit? Der Plan zur Glückseligkeit im Alter sei also nicht in gar zu enge Gränzen eingeschränkt;

die wahre Klugheit übersiehet alles, sie begnügt sich nicht mit einfachen Vortheilen, die noch immer einige Bedürfnisse unbefriedigt und dem Herzen einen Theil seiner Unruhe lassen, sie verbindet mannichfaltige Mittel zu mannichfaltigen Absichten, und bildet ein zusammenhangendes Ganze, dem nichts fehlt, als was ihm wegen der nothwendigen Einschränkungen der menschlichen Natur fehlen muß. Es sei die Sorge der weisen Jugend, sich noch die Stärke der Gesundheit im Alter zu versichern, eine Stärke, die durch keine Wollüste geschwächt worden, und die nur eine natürliche Abnahme durch den Fortlauf der Jahre und durch Arbeiten gelitten. Welcher Trost und welcher Ruhm, sich mit einem heitern Geist in die Jahre der Jugend zurückdenken zu können, und in ihnen den Grund der Kräfte im Alter zu sehen! Ach! zu vielen Schwachheiten sind die letzten Tage der Sterblichen unterworfen, zu gewöhnlich sind alsdenn die Anfälle von Krankheiten, die Bestür-

mungen

mungen von Kummer und Sorgen, und zu fruchtlos alle Wünsche und Bemühungen um Stärke und Muth, als daß der Mensch nicht schon lange vorher eine kluge Aufmerksamkeit auf diese Zeit anwenden solte. Wenn einmal der Winter des Lebens über uns herscht; so ist keine Hofnung mehr zu einem andern Frühling, als zu dem, der jenseit des Grabes blühet. Wir wandeln beständig unter den letzten Finsternissen der Jahre, ohne auf der Erde noch eine heitere Aussicht zu gewinnen; eine traurige Melancholie begleitet uns den Weg des Lebens hinab, und allein unsern Schwachheiten überlassen, wider welche die Natur und die ganze erfindsame Kunst keine Stütze hat, treibt uns der Sturm vor den Augen der Welt weg. Noch glücklicher ist der, der bei den Anfällen des Alters außer der Stärke des Körpers auch Stärke der Seele hat. Wie leicht sinkt nicht der Mensch unter den Uebeln, wenn er von seinem Geiste keine Hülfe erwarten kan, und wie ohnmächtig liegt er nicht unter Schwach-

heiten

heiten und Krankheiten, selbst bei Reichthum und Kunst und Verpflegung, wenn er bei sich selbst keinen Trost und keinen Muth findet? Eigene Stärke flößet mehr Muth und Zufriedenheit ein, als alle Hofnung auf fremden Beistand. Aber woher diese Stärke der Seele? stark sein, heißt einen mänlichen Verstand besitzen, und Herr seiner Neigungen sein, die Begierden unter den Gesetzen der Vernunft zähmen, nichts wollen, als was gut und gerecht ist, und alles standhaft ertragen, was das Geschick auflegt. Diese Stärke überwindet die Zufälle und Schwachheiten des Alters, macht den Menschen muthig, auch wenn er dem Uebel keine äussere Hülfe entgegen zu setzen hat, und läßt ihn unter dem rauhesten Zeitpunct des Lebens noch eine sanfte Heiterkeit empfinden. Rechnet noch hiezu einen durch die Wissenschaften aufgeklärten Geist, der sich in der Einsamkeit zu unterhalten und in sich selbst zu vergnügen weiß. Für die widrigen Zufälle ist die starke Seele; für das Oede der

geschäft-

geschäftlosen Tage der wohlgebildete Geist. Welche stille Unterhaltungen kan nicht der von dem Joch der Geschäfte erlösete Greis in seinen leeren Stunden aus den Wissenschaften durch Hülfe des Nachdenkens nehmen, und dadurch die melancholische Einsamkeit, die dem Alter oft so unerträglich zu sein pflegt, beleben? Seid aufmerksam, ihr Jünglinge, auf dieses Glück, das ihr eurem Alter geben könt, und habt Liebe genug zu euch, um für eure letzten Jahre zu sorgen. Bald ist er dahin, der kurze Frühling des Lebens; der Sommer erscheint und verschwindet; der Herbst ist oft schon ein Winter, und auf diesen, der euch schnel genug übereilen wird, kehret kein Lenz zurück. Wie leer wird nicht euer Winter sein, wenn ihr nicht Früchte für ihn samlet?

19.

„Die Fesseln des strengen Winters lösen sich bei der frohen Zurückkunft des Frühlings und des Westwindes auf, und die am Ufer gelegenen Schiffe laufen wieder in die offene See; nicht mehr freuen sich die Heerden, in den Ställen zu stehen, noch der Landman, den der Pflug ruft, am Feuer zu sitzen; nicht mehr schimmern die Wiesen von der Weisse des nächtlichen Reifes.„ Sie ist wieder da, die schöne Zeit, von welcher Horaz dies Gemählde machte, und seine Freunde zum neuen Vergnügen rief. Sehet, wie die Hecken und Fruchtbäume Knospen treiben, wie die zarten Pflanzen aus dem Schooße des warmen Erdreichs hervorsprießen, wie die aufgelaufene Saat die braunen Flächen mit einem frohen Grün kleidet. Der Landman singt hinter seinem Pfluge, siehet neben sich schon ein besäetes Feld grünen, und über ihn wirbelt die Lerche ihre ersten Lieder, womit sie

den

den jungen Frühling begrüßt. Nicht weit von ihm treibt der Hirt seine wolligte Heerde der frischen Weide entgegen; junge Lämmer, so weiß wie die kleinen zerstreuten Wolken am Himmel, irren den Müttern nach, fordern mit zartem Geblöck die Nahrung der Milch, versuchen dann die ersten Sprünge, Freiheit und Wärme der Sonne belebt das gute Geschlecht, und mit einem freudigen Lerm drängt es zu den grasigten Hügeln sich hin. Die Gärten schmücken sich mit Veilchen und Märzblumen; verschlossene Blätter der Tulpen keimen auf den Beeten hervor, und manche andere Familie der Flora meldet ihre Geburt in einem zarten aufsprießenden Grün. Die Gewächshäuser eröfnen sich, und vertrauen ihre Pflanzen wieder der lauen Luft an; und der geschäftige Gärtner streuet Samen für die Belustigungen des Auges und für die Bedürfnisse der Küche in die Erde, beschneidet den wilden Auswuchs der Bäume, reiniget Gänge und Lusthäuser von dem

Schmutz

Schmutz des Winters, und bereitet alle Reviere zum anständigen Empfang des Frühlings und der Freude. Wie frei und angenehm rauschen nicht die Springbrunnen wieder? Wie sanft gleiten nicht die Bäche wieder mit leiser Fluth dahin, nicht mehr empört vom ungestümen Regenwasser? Wie fröhlich tönt nicht das mannichfaltige Zwitschern der Vögel, womit sie sich zu neuen Liedern üben, durch die Hecken; welches zärtliche Locken und welches ungeduldige Seufzen, ehe sich die verliebten Paare wieder finden; und welche melodische Freude und Emsigkeit, womit sie sich vereinigen, ihre sommerlichen Wohnungen wieder zu bauen! Wie entzückend ist nicht die Heiterkeit des Himmels, der sein Antlitz wieder in den hellen Bächen spiegelt, und wie lau umschleichen nicht die Lüfte wieder die röthern Wangen der Schönen?

Warum, schöne Amalia, verzögern Sie noch in den duftigen Zimmern? Doch ich sehe Sie schon in Ihren Garten eilen. Die

Blumen drängen sich aus der Erde Ihrem zärtlichen Auge entgegen, unter Ihren Füßen sprießet das Gras geschwinder hervor; alle Lerchen steigen bei Ihrer Ankunft in die Lüfte, und singen den Wolken vor, daß Amalia und der Frühling blühen; alle Liebesgötter sind beschäftigt, Ihnen aus den Händen der Flora die ersten Geschenke zu bringen. Verschönern Sie nun die Natur, reitzende Amalia, und beleben Sie wieder den Garten, den ohne Sie der Lenz nur nachläßig schmückt. Die Zephirs bereiten sich schon, Ihnen süße Düfte entgegen zu säuseln, Ihrem sanften Busen zu schmeicheln, oder ihn mit kleinen wankenden Schatten vom Blumenstraus zu bestreuen, oder ein schalkhaftes Spiel mit Ihrem leichtern Gewande zu erneuern. Alle Springbrunnen steigen mit helleren Wirbeln und mit einem holdern Geräusche, wenn Sie erscheinen, und alle Statüen fangen an sich zu beleben; in den marmornen Zügen der Göttin der Liebe bildet sich eine

süße Freundlichkeit, wenn Sie sich ihr nähern, und der fürchterliche Herkules scheint seine drohende Miene zu verlieren, so oft Sie neben ihm vorbeigehen. Bald werden die Wälder um Sie her im vollen Laube stehen, gewölbt zur angenehmen Dunkelheit, und mit verschiedenem Grün umkrönt werden die Häupter der Eichen und Buchen und Tannen hervorragen. Bald werden sich die Berge, mit Gras und Gebüschen bekleidet, den Wolken entgegen heben, belebt vom Geblöcke der Heerden, und von den Liedern der Vögel, und nahe daran wird das kleine wollüstige Thal im stillen Schmuck der Kräuter und bunten Blumen liegen. Dann wird die weite Landschaft von tausend reitzenden Scenen erfült, hier vom Lichte des Himmels erheitert, dort von sanften Schatten überschleiert, dem Auge in der ganzen Schönheit der Natur entgegen lachen. Dann wird Ihr Garten, dieser kleine Schauplatz der Reitze, die uns Arkadien in den Bildern der Dichter hin-

 terließ,

terließ, dieser geliebte Aufenthalt der Ruhe und des Entzückens, Sie in seine Lauben aufnehmen, und Ihnen die süßesten Empfindungen gewähren, die nur eine so fühlende und edle Seele, als die Ihrige ist, schmecken kan. Dann sitzen Sie oft, besucht von Zephiren, die Ihnen den Duft der Rosen entgegen athmen, unter den grünen Schatten des Laubes, das sich über Ihr Haupt wölbt, bei den Melodien der Nachtigal, die Sie in eine stille Zärtlichkeit singt, bei dem Gemurmel eines nahen Wasserfals, das eine süße Schwermuth einflößt; da sitzen Sie dann, und überlassen sich Vergnügungen, die Könige nicht kennen, und irren mit entzückten Blicken bald auf den tausendfarbigten Blumenbeeten umher, bald in die dämmenden Alleen hinauf, oder in die offene Landschaft, verschönert vom Abendglanze, dahin, wo das abnehmende Licht des Tages in der Dunkelheit des entfernten Waldes zerfließt.

So entfliehen die Jahreszeiten, schöne Amalia, und glücklich ist der, der, wie Sie, in jeder ein neues Vergnügen zu finden weiß. Und was ist darzu mehr nöthig, als ein wohlgebildeter Geist, und ein Herz, das ruhig ist, und sich leicht sanften Empfindungen eröfnet? Diese glücklichen Eigenschaften gab Ihnen die gütige Natur, und Sie selbst verstanden die Kunst, sie durch Aufmerksamkeit und Liebe zu einem weisen Unterrichte zu entwickeln. Ihnen stelt die Natur keine Scene auf, die Sie nicht von einer angenehmen Seite zu betrachten wüßten. Ihnen erhöht Ihr feiner Geschmack, Ihr edel genährter Geist, Ihre zu frohen Empfindungen sich bald begeisternde Seele, die ganze Schönheit des Frühlings.

Kom denn, göttlicher Frühling, kom nun in unsere Gefilde zurück, und gib ganz der Natur ihr Leben wieder. Breite die ganze Pracht der Blumen in unsern Gärten aus, schmücke die Flächen mit einem

baren Grün, und fülle die Wälder mit der angenehmen Nacht ihres Laubes. Die ganze Natur frolockt bei deiner entzückenden Zurückkunft; die Nachtigal erneuert im Thale ihre Melodien, und die Heerde auf dem Berge ihr Gebrül; der Knabe tändelt und hüpft muthwillig im Grase herum, der Greis trägt seine welken Glieder in die Wärme der Sonne, und der Kranke hebt sein mattes Haupt wieder empor; das junge Mädchen singt dir und der Liebe ein Lied, indem sie Kränze von Veilchen windet, ihr glücklicher Schäfer bläset dem Wiederhalle, und von Hügel zu Hügel erschalt aus den Hörnern der Hirten dein Lob. Dir, sieg=reicher Erstling der Jahreszeiten, dir hul=digen die stolzen Spröden, und lernen in schattigten Lauben und in duftenden Alleen, geschmeichelt vom West und sanft bestrahlt vom Abendschimmer, stille Sehnsucht und süße Zärtlichkeit empfinden; dir huldigen die mürrischen Matronen, vergessen auf die Welt zu schmählen, und nehmen Freund=

lichkeit

lichkeit in die alten Runzeln ein. Kom denn, göttlicher Frühling, kom, und gib ganz der Natur ihr Leben wieder. Mildere die rauhen Naturen der Menschen, und lehre sie, sich sanften Empfindungen zu übergeben. Führe, Liebling der Musen, führe sie in dem Gefolge der Grazien zu den Landhäusern hin; schmücke die sommerlichen Wohnungen auch mit den Schriften der Dichter, wie du sie mit frischen Blumen, mit Laub und Schatten schmückst; und verbreite überal die glückliche Erfahrung, daß die Natur und Weisheit und Ruhe des Herzens genug sind, um bei allem Wechsel der Jahreszeiten ein heiteres Vergnügen zu athmen.

Dessau,
Gedruckt bey H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hirschfeld, Christian Cay Lorenz, / Crusius, Siegfried Leberecht, /
Heybruch, Heinrich.

Der Winter Eine moralische Betrachtung

Leipzig 1775

Ph.pr. 641 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040858-9
VD18 10567550